Gesammelte Schriften

von

A. G. Eberhard.

Elftes Bändchen.

Halle,
Rengersche Verlags-Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Westold

und

sein Freund.

Von

A. G. Eberhard.

Zweiter Theil.

Halle,
Rengersche Verlags-Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Westold und sein Freund.

Zweiter Theil.

Heiter, muthig und hoffnungsvoll, wie er lange nicht gewesen war, machte Westold seinen Rückweg. Zwar hätte er auf Hastebecks Abschiedsrede wohl noch Einiges zu erwiedern gehabt; und unvergessen war es ihm auch, wie hartnäckig der alte Freund, gerade wo er reden sollte, den Geheimnißvollen spielte, und herrisch alle weiteren Erklärungen zurückwies; der einsame Wanderer ging daher manche Stunde, fragend und sinnend, in tiefen Gedanken hin; allein er selbst weckte sich immer wieder aus seinen Träumereien durch eine angenehmere Erinnerung, oder durch einen Blick in die Zukunft auf. Dank und Vertrauen gegen den wohlmeinenden, wenn gleich räthselhaften und eigenwilligen, Freund, behielten in seinem Herzen über alle Zweifel und Grübeleien die Oberhand, und befestigten in seiner

Seele den Entschluß, ehrlich und unbedingt zu halten, was er mit einem Handschlage versprochen hatte.

Mit freudeglänzendem Gesicht kam er nach Hause, und umarmte die Frau, und herzte die Kinder, als ob er jahrelang abwesend gewesen wäre, und die brennenden Wüsten Syriens und die wilden Wälder am Missouri durchwandert hätte. Als ihm Auguste, nach dem ersten Erguß der Freude, auch sagte, wie sehr sie sich um ihn geängstet habe, holte er bogenlange, herrliche Briefe aus den Taschen, die er ihr zur Beruhigung unterwegs in den Wirthshäusern geschrieben, aber auf eine Post zu geben, vergessen hatte, und setzte mündlich den Trost hinzu, daß er eine zweite Prüfung durch eine nochmalige Trennung, wie die eben überstandene, von seinem Schicksal nun nicht mehr fürchte.

Dann erzählte er — mit Ausnahme seines Besuchs der Kirche — von Allem, was er gesehen hatte, und was ihm begegnet war. Er beschrieb mit Begeisterung die herrlichen Gegenden bei Aarhorst; er sprach mit Wichtigkeit von

der großen Einträglichkeit des Gutes, er verkündigte, daß sein Loos geworfen sey, daß er, sein neues Geschäft baldigst anzutreten, versprochen habe; und er zeigte so viel frohen Muth hiezu, und sprach mit so heiterer Dankbarkeit von der verdienstvollen Vorsorge seines Freundes, daß Auguste dem Himmel nicht genug danken konnte für die glückliche Veränderung, die mit dem unglücklichen Hypochondristen schon vorgegangen, und in einem höheren Grade noch zu hoffen war.

Er fühlte sich ungemein gestärkt durch die Reise, und bestätigte jetzt von freien Stücken Hastebecks Meinung, daß das Leben und Weben in freier Luft ihm an Leib und Seele wohl thun, und so seiner bisherigen Noth von allen Seiten ein Ende machen werde. Zum erstenmale wagte Auguste jetzt die Frage, die ihr lange auf dem Herzen gelegen, aber noch nie über die Lippen gekonnt hatte, ob nicht sein ganzes bisheriges Geschäft ihm, seiner Natur nach, sehr zuwider gewesen sey? Sie sah ihn dabei mit einem ängstlich liebevollen Gesicht an, und drückte seine Hand mit ihren beiden Händen fest an ihre

Brust. Doch, wie er einmal gewohnt war, diese finstere Nachtseite seines Gefühls vor ihr zu verbergen, um ihren Kummer nicht zur Qual zu machen, so that er sich auch jetzt noch die möglichste Gewalt an, und wich einer bestimmten Antwort aus, so gut er konnte. Auch seinen überstandenen Jammer sollte sie in seiner ganzen Größe nicht durchschauen; und um sie irre zu machen in ihrer Ahnung der Wahrheit, sprach er mit dem unbefangensten Muthe von den rückständigen Arbeiten, die er noch vollenden mußte, ehe er mit Ehren aus seiner bisherigen Laufbahn abtreten konnte.

Auch vollendete er sie schneller und leichter, als er es erwartet hatte, denn die Vorstellung, daß es die letzten Mühseligkeiten dieser Art wären, gaben ihm neue Kräfte, wie den ermüdeten Wanderer der Anblick des nahen Hüttchens, die das Ziel seiner Reise ist, plötzlich den Schmerz seiner wunden Füße vergessen läßt. — Endlich hatte er Alles, Alles überwunden, und nun hob er, in stiller Einsamkeit, dankend seine Hände gen Himmel, daß er so wunderbar einem Laby=

rinth entrückt war, aus dem jemals einen Ausgang zu finden, er noch vor wenig Monden gänzlich verzweifelte. Aber unwillkührlich ward er nun auch gegen seine Frau zum Verräther seiner früheren, unglücklichen Gefühle.

Der Tag der Abreise nach Aarhorst rückte heran. Das Erste, für dessen sorgfältigste Einpackung Westold Sorge trug, war das Bild der rosenumkränzten Leiche. Dann kamen auch die unbedeutendsten Geräthe seines Arbeitszimmers an die Reihe. Von keinem konnte er sich trennen, so werthlos sie an sich auch waren. Wie treuen Dienern, versprach er ihnen, sie nicht zu verstoßen, wenn er auch reich genug werden sollte, sich hundertmal kostbarere anzuschaffen. Nur Eins ließ er unberührt, während schon alles Andere hinweggeräumt war, und zwar gerade das theuerste und beste von allen — seinen Schreibeschrank. Auguste, die ihn nur vergessen glaubte, ließ den Anfang machen, ihn auseinander zu schlagen. Als aber Westold ins Zimmer kam, und diese Arbeit sah, rief er Augusten im Augenblick zu: „Um Gotteswillen nicht! den

Schrank mag ich nicht länger haben, denn da würde ich immer und ewig die unglückseligen Aktenstöße noch zu sehen glauben!" Und auf Augustens Frage, was er denn sonst über den Schrank bestimme, antwortete er rasch: „Am liebsten wäre es mir, wenn er verbrannt, und seine Asche in die Luft gestreut würde. Doch das wäre sündlich, da man einem Armen noch eine Freude damit machen kann. Verschenke ihn also nur an den Ersten, den Besten; aber sage mir nicht, an wen, und erwähne ihn mir auch nie wieder!"

Ohne ein Wort zu erwiedern, ging Auguste hinweg. Eine Viertelstunde nachher traf sie Westold auf ihrem Zimmer in tiefer Betrübniß, und trat freundlich zu ihr, um ihr Muth zu der bevorstehenden Veränderung einzusprechen. Doch da fiel sie, unter hervorstürzenden Thränen, an seinen Hals, und konnte erst lange keine Worte finden für ihren Schmerz. Endlich sagte sie ihm, daß er durch seine Aeußerung über den Schreibschrank sie endlich sein Inneres habe durchschauen lassen, daß ihre bange Ahnung seiner Unglücksge-

fühle plötzlich zur traurigen Gewißheit geworden sey, daß sie nun einsehe, er habe sich blos um ihretwillen jahrelang an eine Folterbank geschmiedet, und daß sie untröstlich sey, ihm so viel Noth verursacht zu haben, ohne daß sie bisher sie habe theilen, und künftig sie ihm werde vergüten können.

„Bestes Weib!“ unterbrach sie Westold, und küßte sie auf die weinenden Augen — „Weine jetzt nichts mehr, als Freudenthränen, daß die böse Zeit überstanden ist! Was ich getragen habe, trug ich gern, denn es war ja der Preis, um den ich Dich errungen hatte. Daß es mir schwer wurde zu tragen, war nicht Deine Schuld, sondern meine, oder vielmehr die Schuld meines eigenthümlichen, unvertilgbaren Wesens. — Was wäre meine Liebe zu Dir gewesen, wenn sie Dir keine Opfer hätte bringen mögen! Opfer, schwere Opfer zu bringen, ist ja die eigenste Seligkeit echter Liebe. — Glaub mir! in meiner tiefsten Noth habe ich Dich oft mit einem unendlich großen, heiligen Gefühl ans Herz gedrückt, wie ich es, dem Glück im Schooße, vielleicht

nicht gekonnt hätte. — Ich kann mir denken, daß das Glück eine sehr gefährliche Klippe für das Gemüth des Menschen ist. Es mag leicht eigensinnig, übermüthig, wüst und kalt machen, und die schönsten Keime des Guten ersticken, wie ein ununterbrochener Sonnenschein den schönsten Saamen und die Knospen der lieblichsten Blüthen und Früchte verdorren macht. — Aber Noth lehrt beten! das heißt: fromm seyn — den bessern Theil seines Ichs rein und kräftig erhalten. Darum — Wen der Herr lieb hat, Den züchtigt er."

Sie hielten sich lange umfaßt, zärtlich und innig, wie Braut und Bräutigam; und Auguste meinte, ihr sollte fast bange werden vor ihrem neuen, glänzenden Glück. Da schüttete Westold endlich sein ganzes Herz vor ihr aus. Er entdeckte ihr, was eigentlich das Ziel seiner Wünsche und Hoffnungen sey; und daß er, wie Hastebeck sich ausgedrückt, die Pachtung nur als ein erträgliches Fegfeuer ansehe, durch das er in seinen eigentlichen irdischen Himmel zu gehen strebe. Und, mit fortgerissen von seiner from=

men Begeisterung, und liebevoll dankbar zurückblickend auf sein hartes Dulden aus Liebe zu ihr, gab sie ihm das heilige Versprechen, ihm bei einer künftig möglichen Erreichung seines Lieblingswunsches auf keine Weise in den Weg zu treten. Der ganze Plan, der, in einer andern Stimmung, schon durch seine Ungewöhnlichkeit, ihre Mißbilligung wahrscheinlich erregt hätte, befremdete sie jetzt kaum. Und so hatte Westold auch von dieser Seite keinen Anstoß zu fürchten, und erblickte in Augustens unerwarteter Einwilligung ein neues Unterpfand des Himmels, daß er fromm und freudig sein Ziel erreichen werde.

„Was ist Dein Hastebeck,“ sagte Auguste — „trotz seines vielen Fluchens und oft rauhen Wesens, für ein trefflicher, einziger Freund!“ Beide wetteiferten, ihn zu loben. Aber Augusten genügte das noch nicht. Sie setzte sich an ihres Mannes Schreibtisch, und an dieser seiner ehemaligen Marterbank schrieb sie seinem Freunde einen kunstlosen, aber desto herzlicheren Brief, voll der wärmsten Danksagungen. Und in dem Ueberströmen ihres Gefühls fügte sie

die angelegentliche Bitte hinzu, daß er ihnen sein Bildniß schenken möchte, weil dies ihren dankerfüllten Herzen zur allergrößten Freude gereichen werde.

„Da hast Du eine Fehlbitte gethan!“ sagte Westold, als er das las — „Das thut er ganz gewiß nicht; denn erstens ist er zu ungeduldig zum Stillsitzen vor einem Maler, und dann wird ihm auch Deine ganze Bitte viel zu empfindsam klingen, als daß er Lust haben sollte, sie zu erfüllen.“

Doch Auguste ließ sich durch diese Einwendungen, so gegründet sie auch waren, nicht irre machen, sondern schickte den Brief unverändert ab; und der Erfolg ließ es sie nicht bereuen, ihrem Gefühle gefolgt zu seyn, wenn gleich ihr Mann eigentlich Recht gehabt hatte.

Unterdessen war Westold eingezogen in Aarhorst mit Weib und Kindern, und that

redlich sein Möglichstes, ein tüchtiger Landwirth zu werden, denn das hatte er ja seinem Freunde mit einem Handschlage versprochen, und sein Wohlseyn und seine Ehre hingen davon ab. Der Amtmann Haßler in Kostelnitz stand ihm nachbarlich bei mit Rath und That; der neue Verwalter verstand sich auf Feldbau und Viehzucht vortrefflich; und Auguste zeigte sich bald genug ganz auf ihrem Platze in dem inneren, weitläuftigen Haushalte. So war Alles gut bestellt auf dem Felde und im Stalle. Westold lief überall fleißig umher, und sprach freundlich mit Knecht und Magd und Vieh. Doch mit der eifrigsten Vorliebe zog er daneben auch Blumen und veredelte er Bäume, nicht allein in seinem, sondern auch in seiner Nachbarn Gärten; ja sogar bei seinen entfernteren Wanderungen trug er oft — wie es die Jahreszeit mit sich brachte — Pfropfreiser und Okulirknospen mit sich herum, um im Vorbeigehen in offenen Gärten, deren Besitzer er nicht einmal dem Namen nach kannte, wilde Fruchtbaumstämmchen zu veredeln. Dann, beim Ausruhen, hielt er mitunter, Angesichts der

untergehenden Sonne und der reizenden Aussichten, gar begeisterte Bergpredigten, voll Preis und Dank für den Segen der Fluren und für die glückliche Wendung seines Geschicks; und wenn er einen armen Felddieb überraschte, warnte er ihn gutmüthig vor dem strengen Verwalter, und gab ihm Geld oder Arbeit, damit er nicht nöthig haben solle, wieder zu stehlen. —

Wie zum Lohne für sein und Augustens eifriges Wandeln auf ihrer neuen Bahn, wurden sie nach einiger Zeit auf das Allererfreulichste durch ein wohlgetroffenes Bildniß Hastebecks überrascht. „Siehst Du," rief Auguste hochvergnügt — „daß ich Recht hatte, und nicht Du!" — Gern gab ihr dies Westold in der Freude seines Herzens zu, und Beide konnten sich nicht müde sehn an dem trefflich gemalten, sprechend ähnlichen Bilde, und zeigten es auch den Kindern, daß sie danach hinschauen mußten, um ihrer Aller Freund und Wohlthäter von der frühesten Jugend an ehren und lieben zu lernen.

Eigentlich hatte aber doch Westold Recht gehabt, und nicht Auguste. Das sprach der

Brief Hastebecks, der dem Bilde beigegeben war, deutlich genug aus. Er nannte Augustens gethane Bitte einen der ärgsten Streiche, die man ihm jemals gespielt habe; er versicherte, daß er halb toll geworden sey beim Sitzen, und daß er es für eine Thorheit erklären müsse, seine Fratze irgendwo aufzuhängen, daß aber seine Frau ihm keine Ruhe gelassen habe mit ihrem Pantoffel, bis er sich endlich gefügt und vor den Maler hingesetzt habe. Für die Zukunft verbat er sich ähnliche böse Streiche, und schwor, daß kein König und Kaiser ihn dazu bringen solle, sich zum zweiten Male so hudeln zu lassen.

Auguste lachte aber nur seines Scheltens; und Westold hielt eine schöne Rede zum Lobe der herrlichen Kunst, die dem Freunde den Freund, dem Bräutigam die Braut so höchst erfreulich zu vergegenwärtigen vermöge, und Kindern und Kindeskindern, um sie fortdauernd zu Liebe, Dankbarkeit und Tugend zu ermahnen, die Züge längst entschlafener Eltern in eine ferne Zukunft hinaus, aufbewahre. — Als eine recht feierliche Handlung behandelte er dann das Aufhängen des

Bildes, der Wand gegenüber, an welcher das Bild Mariens hing. Hier die todte, schöne Schwester! und dort der theure, rüstige Freund! Mit wahrer Andacht stand er oft zwischen ihnen, und schaute abwechselnd nach dem einen voll Wehmuth, und nach dem andern voll Dankbarkeit, nach beiden aber voll der allerinnigsten Liebe. War sein Herz von dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit, oder von irgend einem religiösen Gefühle lebhaft ergriffen: so stellte er sich dem Bilde der frommen, zu Gott vorangegangenen Schwester gegenüber, wie vor ein heiliges Altarbild; und war ihm in seinem Familien- oder Geschäfts-Kreise etwas Besonderes, Erfreuliches oder Unerfreuliches, begegnet: so eilte er vor das Bild des treuen Freundes, als müsse er es diesem erzählen, um von ihm rege Theilnahme zu vernehmen in Freude und Schmerz. Und an Mariens Todestage sorgte Auguste für einen Kranz von weißen Rosen, und an Hastebecks Geburtstage für einen großen Kranz von frischem Lebensbaum, um die theuren Bilder damit zu schmücken. —

Unterdessen war der Sommer vorübergegangen, und der reiche Ertrag der Felder war glücklich eingeschichtet worden in die großen Scheuren. Ungleich mehr, als auf das Geld, das aus dem Erndte=Segen gelöst werden sollte, freute Westold sich auf das nahe Fest, das er, nach altem, löblichem Herkommen, seinem Gesinde und den sämmtlichen Feldarbeitern nun zu geben hatte. Eben war von Hastebeck ein wild jauchzender Brief angekommen, der die Nachricht enthielt, daß der glückliche Ehemann die Hoffnung habe, auch ein glücklicher Vater zu werden. Nun bestürmten ihn Westold und Auguste mit den allerdringendsten Bitten, daß er durch seinen und Sophiens Besuch ihr Erndtefest verschönern möchte, bis er endlich nachgab, und zur bestimmten Zeit mit Sophien in Aarhorst eintraf.

Westolds Haus war ein großer Tempel des Glücks und der Freude geworden, in welchem ein Altar der Liebe neben dem andern stand. Trat Sophie gleich zum ersten Male in diesen Kreis: so war sie doch keine Fremde darin; und

war sie gleich eine großstädtische Frau, eine Art Weltkind, im Vergleich mit Augusten: so fand sie sich doch, mit unbefangener Gewandtheit, in Sitte und Ton des ländlichen, gastfreundschaftlichen Hauses, und ihre lebendige Heiterkeit trug nicht wenig zu der allgemeinen, geselligen Freude bei.

Der Glücklichste von Allen aber war Westold; und Hastebeck sah mit der höchsten Genugthuung, was aus dem verzagten, hypochondrischen Advokaten für ein heiterer, beweglicher Landmann geworden war. Von ganzer Seele freute er sich seines gelungenen Werks; und mit einem gefühlvollen, fast frommen Tone, der ihm sonst fremd war, antwortete er auf Augustens freudige und dankbare Herzensergießungen: „Gott sey tausendmal gedankt! Da habe ich doch endlich einmal etwas Gutes gethan! etwas Glückliches vollbracht!“ Als sie und Westold aber fortfahren wollten, ihn zu loben und ihm mit steigender Rührung zu danken, fuhr er, in seiner sonstigen Weise, schnell mit den Worten dazwischen: „Haltet die Mäuler, wenn ich nicht da-

von laufen soll! Es ist ja doch nur eine Lumperei, was ich gethan habe!"

Mit der heitersten Geschäftigkeit half Westold das Fest vorbereiten, wiewohl er dazwischen dem Freunde Hunderterlei mitzutheilen und zu zeigen hatte, worüber dieser sich freuen, oder wozu er seinen Rath geben sollte. Hastebecks Hoffnung lebte immer mehr auf, daß Westold über der schönen Behaglichkeit in seinem Pacht-Fegefeuer den Kanzel-Himmel vergessen werde.

Endlich begann das Fest. In einem langen Zuge brachten die sämmtlichen Feldarbeiter den schön geschmückten Erndtekranz. Ein großer Schwarm neugieriger Gaffer hatte sich angeschlossen, und Keiner wurde zurückgewiesen.

Der Anführer des Zugs überreichte den Kranz, und stotterte eine lange Rede her, vom Schulmeister verfaßt. Westold erwiederte sehr herzliche Worte voll Dank, voll guter Wünsche und Ermahnungen zu Fleiß und Wohlverhalten, und voll frommer Erinnerungen, gegen Den, von welchem aller Segen komme, dankbar zu seyn in Gebet

und christlichem Wandel. Mit großer Aufmerksamkeit hörte ihm auch der Roheste und Einfältigste zu, als plötzlich, noch ehe die Rede geendet war, die allgemeine Stille durch ein laut ausbrechendes Schluchzen unterbrochen wurde. Das schönste junge Mädchen des Dorfs, die Tochter des Schulmeisters, war es, auf welche Westold einen so unerwarteten, zu seinen Worten gar nicht im Verhältniß stehenden, Eindruck gemacht hatte. Sie schwankte mit vor die Augen gehaltenem Tuche durch die dichtgedrängte Menge, und verschwand durch die offene Hausthür. Es entstand ein allgemeines Flüstern und Fragen. Westold hörte auf zu sprechen, und der Anführer des Zugs stimmte das Schlußlied an. — Hastebeck, statt mitzusingen, fluchte zwischen den Zähnen: „Verdammte Närrin mit Heulen! Ich wette: nun fängt aufs neue sein alter Traum an, in seinem Kopfe zu spuken!"

Um einem solchen Eindrucke schnell entgegen zu arbeiten, nahm er, als nach geendeter Feierlichkeit von dem Vorfalle die Rede war, sogleich Westolden bei Seite, und sagte zu ihm:

„Siehst Du! Verlohnt es sich wohl der Mühe, daß ein gescheiter Mann seine Perlen vor die Säue wirft? Das Volk weiß nie, was es hört und thut. Es heult so zur Unzeit, als es ungeschlacht jauchzt. Der weiseste Redner gilt ihm grade so viel und so wenig, als die albernste Postille.“ — Westold erwiederte kein Wort.

Zum Abendessen war der Schulmeister, als Verfasser der Erndtekranz-Rede, mit eingeladen. Er hatte auch seine Tochter mitbringen sollen, aber sie war nicht zu bereden gewesen, ohne daß er einen Grund davon anzugeben wußte. Der ländliche Tanz begann. Mit lautem Mißvergnügen vermißten die jungen Bursche die schönste Tänzerin. Westold, der das hörte, redete dem Vater zu, noch einen Versuch zu machen, sie zum Kommen zu bereden. Durchdrungen von einer so besondern Ehre, ging der Schulmeister eilig nach Hause, sagte Lenchen, der Herr Amtmann verlange ausdrücklich, daß sie bei seinem Feste mit gegenwärtig seyn solle, und brachte sie bald darauf mit auf den Tanzplatz. Aber Lenchen war verschüchtert und verstimmt, tanzte nur wenig,

und stand größtentheils im entferntesten, düstersten Winkel, so still und niedergeschlagen, wie eine Kranke. Als Westold sie fragte, was ihr wäre, brach sie wieder in einen Strom von Thränen aus, und antwortete nichts, als daß sie es hier, in der Nähe anderer Menschen, nicht sagen könne.

Neugierig, zu erfahren, was das Alles wohl zu bedeuten habe, ging Westold mit ihr ins nächste Zimmer, und befragte sie da freundlich über die Ursach ihrer so auffallenden Erschütterung bei seiner heutigen, kurzen Rede. Da sagte Lenchen, unter ängstlichem Herzklopfen und Erröthen, nicht die Worte, die er gesagt habe, hätten sie so gewaltig bewegt, denn diese habe sie in ihrer Bestürzung gar nicht verstanden, wenigstens wisse sie sich ihrer jetzt nicht mehr zu erinnern, sondern blos das Hören seiner Stimme sey für sie so unwiderstehlich erschütternd gewesen. — Hier stockte sie wieder, und nur nach wiederholten, dringenden Auffoderungen zu einer näheren Erklärung, setzte sie, noch ängstlicher, als vorher, hinzu, sie sey einmal recht nahe daran ge-

wesen, die guten Lehren ihres Vaters und ihrer seligen Mutter zu vergessen, und sich auf immer um die Ruhe ihres Gewissens zu bringen, da habe eine Stimme, die ihr Gott noch zur rechten Zeit geschickt, sie plötzlich vom Rande des Unglücks zurückgerufen und auf immer gerettet; die Stimme sey ihr seit jener Zeit unvergeßlich gewesen, oft in der tiefsten Stille ihres Kämmerchens habe sie dieselbe in ihren Ohren zu vernehmen geglaubt, was jedoch nur eine Einbildung gewesen sey; allein heute, als Westold die kleine Rede gehalten, habe sie ganz und gar und in der vollkommensten Wirklichkeit jene Stimme wieder gehört.

Westold that noch mehrere Fragen, um über diese seltsamen Aeußerungen einen nähern Aufschluß zu erhalten; doch Lenchen hatte nur ein stummes, betrübtes Kopfschütteln zur Antwort. Blos das Eine sagte sie endlich noch, die Stimme habe ihr eines Abends, da weder Prediger noch Gemeinde in der Kirche gewesen, hoch von dem Gewölbe der leeren Kirche zugerufen.

Westold wurde so feuerroth, wie das Mädchen. Hätte sie den Muth gehabt, zu ihm hinaufzublicken: sie würde gesehen haben, daß ein Beichtvater so verlegen seyn kann, als sein Beichtkind. Er bedurfte einer langen Pause, ehe er nach dem Tage fragen konnte, da jenes Ereigniß geschehen sey. Lenchen wußte ihn noch ganz genau; sie sagte, es wäre der nemliche Tag gewesen, da er zum erstenmale nach Aarhorst gekommen sey.

Westold hätte viel darum gegeben, wenn ihn Jemand in diesem Augenblick abgerufen hätte, denn er stand, wie auf Kohlen, und wußte doch das Wort zum Abbrechen des Gesprächs nicht zu finden. Für den Augenblick hatte er keinen andern Gedanken, als den der möglichsten Vorsicht, sich nicht vor Lenchen zu verrathen. Allein bald ward er anderer Meinung, als er bemerkte, daß Lenchen auf dem Wege war, der phantastischen Vorstellung eines geschehenen wirklichen Wunders in ihrem Kopfe Raum zu geben. Da hielt er es für Pflicht, mit einem redlichen Geständniß der Wahrheit hervorzutreten; und er

fragte sie, ob es denn nicht wirklich seine Stimme gewesen seyn könne, die sie damals hörte? — Das würde sie seit seiner heutigen Rede selbst glauben, gab sie zur Antwort, wenn es nicht unmöglich wäre, denn erst über eine halbe Stunde nach jenem wunderbaren Vorfalle habe sie ihn mit dem Herrn Regimentsquartiermeister ins Dorf fahren sehen. — Nun vertraute ihr Westold, daß er früher schon in der Kirche gewesen sey, und weil er Niemanden darin gesehen, von einer inneren, unwiderstehlichen Macht getrieben, die Kanzel bestiegen, und mit lauter Stimme zu Gott gebetet habe.

Während er dies erzählte, faltete Lenchen unwillkührlich ihre Hände; und als er geendet hatte, nannte sie ihn einen frommen Himmelsboten, und erbot sich nun von freien Stücken, ihm Alles zu entdecken. Aus ihren abgerissenen Mittheilungen ergab sich Folgendes.

Vor Jahr und Tag, bei einem flüchtigen Besuch des Grafen in Aarhorst, hatte Lenchen, nebst mehrern jungen Mädchen, die Ehre gehabt, ihm einen großen Blumenkranz zu über=

bringen, wobei ihr die Auszeichnung widerfuhr, daß der Graf vor allen Andern mit ihr zu sprechen anfing, sie noch einmal zurückrief, als sich der ganze Zug wieder entfernte, und ihr sagte, sie sey zu hübsch, um eines Bauers Frau zu werden; sie könne wohl in der Stadt ein besseres Glück machen, und er wolle ihr gern dazu behülflich seyn. Eine Stunde nachher schlich sich der Kammerdiener des Grafen um ihr Haus, und sagte ihr am Fenster, sie würde gewiß ein recht schönes Geschenk erhalten, wenn sie noch einmal aufs Schloß zum gnädigen Herrn käme! er meine es gut mit ihr: sie könne bei der Frau Gräfin einen schönen Dienst erhalten. — Aber mit gutem, natürlichem Gefühl warf das unverdorbene Mädchen das Fenster zu, und ging den ganzen Tag nicht aus dem Hause. — Seit dieser Zeit fing aber des Kammerdieners guter Spiesgeselle, Stork, der damalige Verwalter an, ein Auge auf sie zu werfen; und ob sie ihn gleich anfangs gar nicht leiden mochte: so machte er sie sich doch nach und nach durch wiederholte Schmeichelreden und allerlei Geschenke immer geneigter, und ver-

wickelte sie endlich, mit Hülfe ihrer sechzehn Jahre und ihres lebhaften, lustigen Temperaments, hinter dem Rücken ihres Vaters, in einen förmlichen Liebeshandel. Und da er nun erfuhr, daß man seinen Unterschleifen auf dem Gute auf die Spur gekommen sey, und daß er vielleicht durch einen Pachter verdrängt werden würde, baute er auf Lenchen den Plan, sich in seiner Stelle zu behaupten, oder sie wohl gar über kurz oder lang mit der des Pachters zu vertauschen. Er versicherte Lenchen, daß das unfehlbar glücken würde, wenn sie sich nur entschließen wollte, auf einige Zeit in die Dienste der Gräfin zu treten, und dabei immer hübsch freundlich gegen den Grafen zu thun.

Anfangs zürnte Lenchen hierüber, als über einen entehrenden Vorschlag; aber der Schelm ließ sich dadurch nicht abhalten, ihn zu wiederholen, und ihr das Glück auszumalen, wenn sie, mit städtischem Putz geschmückt, und mit reichen Geschenken des Grafen beladen, in kurzer Zeit zurückkehrte, um als Frau Amtmännin von Aarhorst zeitlebens mit Kutsche und Pferden

einherzustolziren. Diese lachenden Vorstellungen, verbunden mit der Erinnerung an die äußere Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit des Grafen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Lenchen zürnte nicht mehr, sondern dachte schon an die Möglichkeit der Ausführung dieses Plans; kaum hielten jungfräuliche Schüchternheit und Aengstlichkeit sie noch ab, ihre förmliche Einwilligung zu geben; es bedurfte also nur noch weniger Schritte verführerischer Ueberlistung: so war ihr gutes, sittliches Gefühl vielleicht auf immer übertäubt, und sie gab sich leichtsinnig zu einer unglücklichen und ehrlosen Rolle hin. Stork war pfiffig genug, dies zu begreifen; und sein ganzes Sinnen und Trachten ging dahin, Lenchen auf der Bahn des Rechten immer mehr zum Wanken zu bringen, was ihm schon ein immer leichteres Spiel werden zu wollen schien.

Nun hatte aber der Schulmeister von dem Liebeshandel seiner Tochter einige Kunde erhalten, hatte ihr daher alle Gemeinschaft mit Stork verboten, und ließ sie seit dieser Zeit fast nicht mehr aus den Augen. Lenchen hielt das für

ungerecht; und so sehr sie sonst, das vierte Gebot zu halten, für Pflicht hielt: so war sie doch gar nicht abgeneigt, das ausdrückliche Verbot des Vaters zu übertreten, sobald sich ihr die Gelegenheit dazu bieten würde.

Bis dahin war es mit Lenchen schon gekommen, als an jenem, ihr so wichtig gewordenen Tage, plötzlich in der Mittagsstunde Stork in ihre Stube trat, und ohne daß er auf sie zu achten schien, ihrem Vater verkündigte, daß das herrschaftliche Kirchenstübchen schleunig ausgefegt, die Fenster gewaschen, das alte gepolsterte Kanapee nebst den Stühlen ausgeklopft und abgebürstet werden müßten, weil diesen Abend noch der Regimentsquartiermeister mit dem künftigen Amtmann eintreffen werde, um morgen Schloß und Hof und Kirche als gräflicher Commissarius in Augenschein zu nehmen, und mit Strenge zu untersuchen, ob überall Ordnung und Reinlichkeit sey. Der Schulmeister wußte nicht, wo angefangen, wo geendet werden, wo Zeit und Hände zu Allem herkommen sollten, da bis vier Uhr die gesammte Dorfjugend, und hernach noch Bern=

hard, ein Müllerbursche, zu einer Privatschreibstunde bei ihm war. Er rief nach der alten tauben Muhme, daß sie Hand anlegen solle, weil Lenchen bis um vier Uhr mit dem Unterrichte der Mädchen zu thun habe. Da sagte Stork, mit einem bedeutenden Blick auf Lenchen, diese sey ja jung und rasch, und werde mit Allem schon fertig werden, während der Vater dem Müller Schreibstunde gäbe. Lenchen, die den Blick verstanden hatte, bestätigte dies; und so war Alles nach Wunsch eingeleitet.

Recht zu Statten kam ihnen noch, daß der Schulmeister unerwartet nach der Schreibstunde einen Geschäftsgang nach dem Filialdorfe machen mußte: sie konnten also um so länger vor einer Störung sicher seyn. Lenchen ging zur bestimmten Stunde mit Besen, Bürste und Wischtüchern in die Kirche; und sobald Stork unbeobachtet war, huschte auch er hinein, und fand Lenchen recht ernstlich im herrschaftlichen Stübchen beschäftigt. Er sagte ihr, daß das eine unnütze Mühe sey, denn die Herren würden sich wenig um die Kirche bekümmern; aber daß seine

Entlassung nun nahe sey, das wäre nur allzugewiß. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe, daß sie durch ihren Eigensinn und ihre Unentschlossenheit es so weit habe kommen lassen; er machte ihr begreiflich, daß es jetzt die höchste Zeit sey, Alles noch in ein gutes Geleiß zu bringen; er bewies ihr aus einem Briefe des Kammerdieners, daß sie im gräflichen Hause mit offenen Armen werde aufgenommen werden; er setzte ihr umständlich auseinander, wie sie dem Grafen das Versprechen, worauf es ankam, abzulisten habe, und brachte sie so weit, daß sie schon nichts mehr einwendete, als die entschiedene Abneigung ihres Vaters gegen alle Vorschläge dieser Art, indem sie versicherte, daß der alte, strenge Mann es ihr nie erlauben werde, in die Dienste der Gräfin zu treten. Da nun der böse Mensch ihr hierin nicht widersprechen konnte: so that er ihr den schmählichen Vorschlag, daß sie heimlich das Haus ihres alten Vaters verlassen solle, und daß er selbst sie nach der Residenz begleiten und sicher bis in das Haus des Grafen bringen wolle. Und als er sie nach und nach schon so weit verlockt hatte, daß

sie gegen diesen Vorschlag nichts mehr einwendete, sondern nur zu weinen anfing: da bestürmte er sie in dem stillen Gotteshause immer dreister mit seinen sündlichen Liebkosungen, um ihr besseres Gefühl immer mehr zu ertödten. Und leider fehlte ihr schon fast gänzlich die innere, siegreiche Kraft eines noch ganz reinen Gemüths, sich aufzuraffen gegen sich selbst und ihren Verführer. Sie selbst konnte sich nicht mehr retten; sie sank dem Leichtsinn, vielleicht ihrem gänzlichen Verderben unwiderbringlich in den Arm, wenn nicht, wie vom Himmel gesandt, ein unerwarteter Retter kam!

Da hallte plötzlich eine ernste, feierliche Stimme durch die einsame, düstere Kirche. Als ob Gott selber ihr warnende Worte zuriefe, klang sie ihr. Der Fußboden unter ihr, die starken Mauern, die ganze Kirche schien ihr zu schwanken, und den Einsturz zu drohen, wie von einem plötzlichen Erdbeben bewegt. Zitternd vor Schreck bis im innersten Mark ihrer Gebeine, fuhr sie auf aus den Armen des Bösewichts. — Auch er hatte die Stimme gehört, und stand einige Minuten, wie angedonnert da. Als er indessen

Niemanden weiter hörte und sah, und nach der Lage des Kirchenstübchens sich überzeugte, daß er und Lenchen von keinem Lauscher hatten bemerkt werden können, gesetzt auch, daß Jemand in der Kirche gewesen wäre: so war sein erster Laut nur ein Fluch über die geschehene Störung, und er versuchte, die aufgescheuchte Taube aufs Neue in sein Netz zu ziehen. — Allein das war von nun an ein vergebliches Bemühen. Ohne ein Wort des Abschieds, und unbekümmert darum, ob Jemand draußen lauschen werde, oder nicht, eilte Lenchen zur Kirche hinaus und in ihre stille Kammer. Da stürzte sie auf ihre Knieen nieder, und weinte bittere Thränen der Reue über die bisherige Verirrung ihres sonst so reinen, unschuldigen Sinnes, und vor Allem über die heutige, sündliche Entweihung des heiligen Gotteshauses durch so sträfliche Berathschlagungen. In scheußlicher Gestalt stand Stork und sein Beginnen jetzt vor ihr. Sie dankte Gott im inbrünstigen Gebet für die wunderbare Rettung noch am Rande ihres gänzlichen Verderbens; sie gelobte mit reuigem Herzen, sich nie wieder von

dem Verführer umstricken zu lassen; und sie hielt redlich Wort, denn was er seit jenem Tage auch noch versuchte, das vorige Verhältniß zwischen ihm und ihr wieder herzustellen: so gelang ihm das doch nie, und sie war wieder das sittsamste, unschuldigste Mädchen im Dorfe, wie sie bei weitem das schönste war. —

Mit einem unaussprechlich glücklichen Gefühl hörte Westold diesen letzten Theil von Lenchens Geständnissen an. Eine schönere Verherrlichung des heutigen Festes konnte es für ihn nicht geben, als diese unerwartete Entdeckung, daß sein erster, schüchterner Tritt auf die Kanzel dem Himmel eine Seele gerettet hatte. Er erblickte darin mit frommer Rührung eine weise Fügung der Vorsehung; er erblickte mit heiligem Entzücken darin ein unzweideutiges Zeichen des Himmels, daß er Wohlgefallen an seinem Beginnen habe; und heller und freudiger, als jemals, flammte seine Begeisterung auf beim Hinblick nach seinem ernsten Ziele.

Er nannte Lenchen seine liebe Tochter, ob sie gleich kaum vierzehn Jahr jünger war, als er,

und er gab ihr wahrhaft väterliche Lehren. Im Hinweggehen küßte das gerührte Mädchen, ehe er es verhindern konnte, zweimal seine Hand; und in bescheidner Verlegenheit drückte er dafür den leisesten, unschuldigsten Kuß auf ihre Stirn.

„Glück zu!" rief Hastebeck, der eben, mit einem Glase Wein in der Hand, hinzu trat — „Glück zu, Herr Bruder! Ich sehe, daß Du auch spaßhaft wirst, wie ein recht eingefleischter Amtmann! Ich gratulire recht sehr! Nur Deine Frau laß so was nicht sehn! Hätte Die nicht so gut kommen können, als ich?"

Lenchen entfernte sich mit schaamgerötheten Wangen. — Wie ein kalter Hagelschauer auf ein blühendes Blumenbeet, schlugen jene Worte gegen Westolds fromm bewegtes Gemüth. Empfindlicher, als diese, traf ihn noch keine Aeußerung Hastebecks, der in der besten Absicht, um seinen Freund vor phantastischen Ueberspannungen zu bewahren, oft das Heiligste entweihte, und roher that, als es ihm eigentlich ums Herz war. —

„Pfui, Hastebeck!“ erwiederte Westold — „kennst Du deinen Freund nicht besser?“

Hastebeck wollte das Gespräch fortsetzen, aber Westold verwies ihn auf morgen, und wich ihm diesen ganzen Abend aus.

Am andern Vormittag machten sie bei dem schönsten Herbstwetter einen Spaziergang ins Feld. Da hob Westold an, aus voller Seele über die gestrigen Vorfälle zu sprechen, und vertraute dem Freunde Lenchens ganze Geschichte. Unschuldig fragte er unter andern dabei, ob der Graf wohl wirklich von der Art sey, daß Stork berechtigt gewesen wäre, eine so schlechte Meinung von ihm zu haben, als aus dem Plane mit Lenchen hervorginge?

„Ey, wie wollte er von der Art nicht seyn?“ erwiederte Hastebeck bitter — „Der Mosje

Stork ist mehrmals in seinem Hause in der Residenz gewesen, und kennt ihn also wenigstens vom Hörensagen."

Hierauf äußerte Westold ein recht frommes Bedauern, daß gerade in den höheren Ständen, die den niedrigern zu Mustern dienen sollten, doch nicht selten Sittlichkeit und Recht so leichtsinnig verhöhnt, und die wahre Menschenwürde so greulich geschändet werde.

Hastebeck sagte kein Wort hierzu, sondern stieß von Zeit zu Zeit nur, ungeachtet seiner grimmigen Miene, einen Ton aus, der, wie Lachen, klingen sollte. Erst dadurch erhielt er die Sprache wieder, daß Westold meinte, er wäre wohl gar nicht Pachter von Aarhorst geworden, wenn die Vorsehung ihn nicht, gleich beim Eintritt ins Dorf, in die Kirche und auf die Kanzel geleitet hätte, um Storks Plan zu vernichten?

„O, da hätte ich wohl, statt der Vorsehung, für Dich sorgen wollen!" sagte Hastebeck — „Ich hätte ihn wohl zum Worthalten hingeißeln wollen, wenn so eine Prinzessin ihn

zu einem Versuch von Wortbrüchigkeit hätte verleiten wollen!"

„Du ihn geißeln?" fragte Westold mit hoher Verwunderung — „Du einen Mann von solchem Stand, und Rang, und Reichthum?"

„Pah!" antwortete Hastebeck mit ungewöhnlich stolzem Tone — „was Stand! was Rang und Reichthum! Ich sehe nur den Menschen in ihm. — Hätte er ein schurkischer Fuchs seyn wollen: so wäre ich ein grimmiger Wolf gewesen, und hätte ihm einen Rachen voll Zähne gezeigt, vor dem er wohl hätte Scheu haben sollen!"

Doch schnell abbrechend von dem Gespräch über den Grafen, begann Hastebeck aufs neue gegen die Eindrücke, welche die gestrigen Vorfälle in Westolds Seele zurückgelassen hatten, mit aller Kraft auf seine Weise zu kämpfen, und überhaupt einmal einen Hauptsturm gegen Westolds Ansichten von so manchen Dingen zu unternehmen; denn es ärgerte ihn, daß selbst am Erndtefeste Westold zehnmal mehr an die Kir-

che, als an die vollen Scheuren gedacht hatte, und er begriff wohl, daß der fromme Schwärmer von seinen Lieblingsgrillen nie zurückkommen würde, wenn er sie, selbst jetzt, mitten im Eifer einer neuen, zerstreuenden Beschäftigung, nicht fallen ließe.

Westold ließ ihn lange, ohne Widerspruch, schelten und spotten; ließ ruhig in den Staub hinab ziehen, was ihm heilig und hoch vor dem begeisterten Blicke schwebte, bis Hastebeck, in der Lebhaftigkeit seines Wortflusses, ihm verkehrte Ansichten Schuld gab, endlich sogar ihn einen verkehrten Kopf — einen Querkopf nannte. — Statt Empfindlichkeit zu äußern, verzog sich Westolds ernstes Gesicht hierbei plötzlich zu einem recht heitern Lächeln, denn sie waren eben auf einen der höchsten Punkte der Gegend gekommen, wo Westold an manchem schönen Abend sich hingesetzt oder gelegt hatte, um mit verkehrtem, oder wenigstens quer liegendem, Kopfe die reiche Landschaft zu überschauen, und durch dieses Mittel die

ganze Gegend, bis zur weitesten Ferne hin, in einer zauberhaften Verschönerung zu erblicken.

Nun that er seinem Freunde den Vorschlag, sich zu setzen, und ein Weilchen der herrlichen Aussicht zu genießen. Und nachdem sie dieß einige Minuten gethan hatten, ließ er seinen Freund den Versuch mit dem queerliegenden Kopfe machen, und in künstlerisch-enthusiastische Freudenbezeugungen ausbrechen über diese Verherrlichung der Ansicht: wie Formen und Farben nun veredelt und vergeistigt waren, wie selbst die rauhe Nähe sanfter erschien, wie die weite Ferne, noch weiter zu fliehen scheinend, nun mit dem Himmel auf das Zarteste verschmolz, und Alles, auch das an sich Widerstrebende, sich harmonisch zum trefflichsten Gemälde verband.

Ein wenig abschweifend von seinem Ziele, hob Westold endlich an: „Läßt sich hier nicht der Streit mancher Künstler und Kunstrichter, ob in einem Kunstwerke die Natur blos treu nachgeahmt, oder ob sie idealisirt werden müsse, mit einem einzigen Fingerzeige entscheiden? Der

Landschaftsmaler, der mir, schlicht und treu, diese Aussicht auf die Leinwand trüge, wie sie ihm erscheint, wenn er sich ihr gerade gegenüber setzt, könnte, als ein guter, fingerfertiger Nachahmer, recht ehrenvoll auf seiner Stelle stehn, und mir mit seinem Bilde recht viele Freude bereiten; aber auf einer ungleich höheren Stufe der wahren Künstlerehre stände doch nur der, welcher diese Landschaft, ohne Falsches, Phantastisches hinein zu tragen, in einer Verschönerung und Veredlung, wie wir sie eben, mit querliegendem Kopfe, bewundert haben, auf die Leinwand zauberte, und uns daher nicht blos Freude, sondern wirkliches Entzücken — einen Kunstgenuß höherer Art bereitete. — Beide Arten, die Natur aufzufassen und bildlich wieder zu geben, verhalten sich gegeneinander, wie Prosa und Poesie. Der wahre, der höhere Künstler aber muß immer ein Poet seyn. Mag er Maler, Bildhauer oder Dichter heißen: ihm wird in der Stunde der Weihe, was er bilden will, immer von selbst in einer Art von Glorie erscheinen, wenn es auch ursprünglich der Erde entnommen ist."

„Ei, was predigst Du mir denn das vor?" sagte Hastebeck endlich etwas ungeduldig — „Ich meine, daß ich das so gut weiß, wie Du, wenn ich es auch nicht mit Worten, sondern mit dem Pinsel darzuthun strebe."

Ohne sich aber irre machen zu lassen, fuhr Westold ungestört fort: „Was hier beim Genuß einer schönen Aussicht wahrscheinlich nur der verstärkte Andrang der feinsten Blutkügelchen im Auge, vermöge einer veränderten Lage des Kopfs, bewirkt, das bringt die eigenthümliche Anlage und Richtung mancher Köpfe, die man meinetwegen deshalb Querköpfe nennen mag — auf ähnliche Weise als vorherrschende Erscheinung, ohne äußeres Hinzuthun, hervor. Ihr inneres Auge sieht Formen und Farben, die der große Haufe mit kalter Nüchternheit als unbedeutend überblickt, auf die anziehendste Weise veredelt und vergeistigt. Was Tausenden gemein erscheint, stellt sich ihnen in schöner Verklärung dar, steigert in ihrer Vorstellung sich bis zum Heiligsten hinauf. Mit einem Wort: sie rücken die Erde dem Himmel, sich selbst der Gottheit näher, und sind

in ihrem schönen Wahne, wenigstens auf Augenblicke, unendlich glücklicher, als der nüchterne Weise, der — ihr Wesen nicht begreifend — sie berauschte Thoren schilt. — Sag nun selbst, Hastebeck, ob es nicht das Gescheiteste ist, solche Köpfe ruhig ihr Wesen treiben zu lassen, da eine so entschiedene Richtung der Natur sich schwerlich umdrehen läßt, und da, wenn dies möglich wäre, die menschliche Freiheit dadurch aufs Zweckloseste und Härteste in ihrer heiligsten Eigenthümlichkeit gestört werden würde?"

„Ich denke: das versteht sich von selbst!" erwiederte Hastebeck ganz arglos. — Aber nun sprang Westold rasch an das Ziel seiner Rede.

„So sey auch gerecht gegen Deinen, wie Du meinst, etwas querköpfigen, Freund, mein lieber Hastebeck!" sagte Westold — „Ich zähle mich nicht zu den poetischen Naturen im höheren und weiteren Sinne; aber etwas Aehnliches muß doch wohl bei manchen, mir eigenthümlichen, bestimmten Richtungen meines Sinnes, die Dir und tausend andern braven, vernünftigen

Menschen fremd bleiben, zum Grunde liegen. Gönne mir also ungestört meine hohe Ansicht von der Würde eines Priesters des Herrn und Lehrers des Volks! Laß mir den schönen Glauben, daß man nicht immer beim Volke die Perle vor die Säue wirft, sondern, daß ein frommes Wort, wie ein gutes Saamenkorn, Früchte bringen kann, die in die Unendlichkeit hinausreichen! Schilt mich nicht einen Narren, daß ich mich darüber freue, gerade im rechten Augenblicke von einer höheren Macht auf unsre Kanzel geleitet zu seyn, um ein schwaches Mädchen aus den Klauen eines bösen Verführers zu retten! Verlache mich um dieser Freude willen nicht, gesetzt auch, daß, wie Du meinst, die zufällig erschallende Stimme jedes Schelms, vielleicht eines Thieres sogar, von der nemlichen Wirkung gewesen seyn könnte!"

Er wollte noch mehr sagen; aber rasch unterbrach ihn Hastebeck mit den Worten: „Westold! Fängst Du aus lauter Frömmigkeit an, ein listiger Schelm zu werden? Lässest mich hier mich niedersetzen, und die schöne Gegend beschauen, um mir ein Netz über zu werfen, in dem

Du mich dann, als überwunden, auslachen kannst! — Nun, hier ist meine Hand darauf: ich lasse Dich von nun an ungestört bei Deinem schönen Glauben und Deinen hochheiligen Ansichten; denn das sehe ich wohl — Du bist unheilbar mit Deiner träumerischen Grille!“

So endete er scherzend den langen Streit, und erneuerte ihn auch nie wieder; und die schönen Tage des vergnügten Beisammenseyns schwanden ihnen dahin, ohne irgend eine Störung. —

Den scheidenden Gästen wurde zur Bedingung gemacht, daß sie im nächsten Jahre wieder das Erndtefest durch ihren Besuch verherrlichen sollten. Sie gaben Beide willig dies Versprechen; und in seiner lustigsten Laune setzte Hastebeck hinzu: „Aber wir kommen dann drei Mann hoch: mit einem kleinen Erbprinzen im Gefolge! Dann soll es noch vergnügter hergehn, als diesmal!“

„So Gott will!“ sagte Westold mit freundlich lächelndem Gesicht.

„O, das wird er schon wollen!“ erwiederte Hastebeck — „Und der Teufel und seine Großmutter sollen es uns nicht wehren!“ —

So sprang er lustig in den Wagen, ohne zu ahnen, in welcher veränderten Stimmung er, früher, als es zu erwarten war, wieder nach Aarhorst kommen werde, und welche unglückliche Störung seiner häuslichen Glückseligkeit ihm bevorstehe.

Herbst und Winter waren in Aarhorst glücklich zurückgelegt. Der Frühling fing eben an, das erstorbene Grün der Felder frisch zu beleben, und die Blätterspitzen einzelner Gesträuche hervor zu locken. An einem heitern, ungewöhnlich warmen Tage, da die Sonne sich schon merklich zu neigen begann, ging Westold noch hinaus aufs Feld, um seine Pflüger zu besuchen. Immer den auffsteigenden Lerchen zum blauen Him=

mel hinauf nachblickend und horchend, hatte er lange nicht auf dem Wege vor sich hinaus geschaut, als er auf einmal, in geringer Entfernung, einen Mann mit starken Schritten daher kommen sah, dessen große, kräftige Gestalt ihn augenblicklich an Hastebeck erinnerte.

„Ja, wenn Der mir einmal so unerwartet begegnete:“ sagte er halblaut vor sich hin — „wie unaussprechlich würde ich mich freuen!“

Das Schicksal nahm ihn beim Worte, denn nach wenigen Sekunden sah er deutlich, daß der Kommende wirklich Hastebeck war; aber, anstatt sich zu freuen, erschrak er bei dieser überraschenden Entdeckung; und als er das verstörte, Unheil verkündende, Gesicht des Freundes gehörig erkennen konnte, wurde er von einer Bangigkeit befallen, die ihn fast sprachlos machte.

Jetzt erblickte auch Hastebeck den staunenden Freund, und beschleunigte noch seine raschen Schritte, um die Hand, welche sich ihm entgegenstreckte, möglichst bald zu erreichen. Stumm ergriff er sie jetzt, und drückte sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit.

„Willkommen!“ sagte Westold mit beklommener Stimme — „Herzlich willkommen, lieber Bruder!“

„Guten Abend, Westold!“ erwiederte Hastebeck, und begann, in unruhiger Bewegung, weiter vorwärts zu schreiten.

Ihn aufhaltend, fragte Westold, mit einem Blick auf Hastebecks Sporen: „Du bist doch geritten? Wo hast Du denn dein Pferd?“

„Ich glaube, ich hab' es todt geritten!“ antwortete Hastebeck mit einem schweren Seufzer! „Im letzten Dorfe ist es unter mir gestürzt. — Ich habe, ohne es zu beachten, allzu toll gejagt!“ —

Theilnehmend fragte Westold: „Warum eiltest Du denn so gewaltig? — Ist Dir ein Unglück begegnet? —“

„Unglück?“ wiederholte Hastebeck lebhaft; und nach einer kurzen Pause setzte er langsamer hinzu: „Glück wenigstens hat mich nicht aus dem Hause getrieben! Meines Bleibens konnte darin nicht mehr seyn!“

„Ist Deine liebe Frau" — begann Westold weiter zu fragen; aber Hastebeck fiel ihm rasch ins Wort: „Morgen! morgen! — Du sollst Alles erfahren. Nur heute laß mich damit in Ruhe! Es ist mir schrecklich wüst' im Kopfe!"

Unter abgebrochenen Gesprächen, die unbefangen klingen sollten, und doch nicht so klingen wollten, kamen sie in Aarhorst an, wo Auguste den unerwarteten Gast im ersten Augenblick zwar mit sehr frohem Staunen empfing, aber bald genug ebenfalls mit bedenklichen Blicken betrachtete. Allein man ehrte sein finstres Schweigen, und belästigte ihn den ganzen Abend mit keiner zudringlichen Frage.

Ohne etwas davon zu sagen, schickte Westold nach dem Dorfe, wo Hastebecks Pferd gestürzt war, mit dem dringenden Auftrage, alles Mögliche für die Pflege und Herstellung desselben zu thun, bis es sich hinlänglich erholt habe, um herüber geführt werden zu können. Doch der Bote kam mit Sattel und Zaum zurück, und brachte die Nachricht, daß es todt sey. — Das machte auf Westolds Gemüth einen sehr leb-

haften Eindruck. Im höchsten Grade jammerte ihn das unglückliche, zu Tode gehetzte Thier; und doch konnte er Dem nicht zürnen, der sich solcher Unbarmherzigkeit schuldig gemacht hatte, weil die Größe dieser Versündigung ihn nur auf die Größe des Unglücks hinwies, das den theuren Freund betroffen haben mußte.

Am folgenden Morgen stand Westold lange vor Sonnenaufgang auf; dennoch hörte er, daß Hastebeck schon in seinem Zimmer auf und abging. Kaum war er hineingetreten zu ihm, und hatte ihm den Morgengruß gesagt: so bat ihn Hastebeck um einen reitenden Boten, der ihm zu einer weiteren Reise die nöthigsten Kleidungsstücke aus seinem Hause holen solle, weil er davon geritten war, ohne etwas mitzunehmen, als was er eben auf dem Leibe trug.

„Ein reitender Bote steht Dir zu Dienst,“ sagte Westold — „allein wohin willst Du denn noch reisen?“

„Nach Danzig!“ antwortete Hastebeck.

„Nach Danzig?“ wiederholte Westold höchst verwundert — „Was in aller Welt willst Du dort?“

„Und kostet' es Leben und Seligkeit:“ erwiederte Hastebeck — „ich muß Dorotheen sprechen! eine einzige Viertelstunde nur! mehr verlange ich nicht! aber ich muß es ihr sagen — ich selbst, ihr selbst — daß Sophie eine Betrügerin ist, die mich durch eine schmähliche Lüge zur Untreue an meiner alten, unauslöschlichen Liebe — zum Bruch meines heiligsten Gelübdes hingelistet hat!“

„Deine Frau eine Betrügerin?“ rief Westold erschrocken — „Was heißt das? Erkläre Dich doch endlich näher!“

„So höre!“ sprach Hastebeck — „Als sie, vor Jahr und Tag, nach Danzig reiste, nahm ich ihr das heilige Versprechen ab, daß sie erforschen, und mir Nachricht bringen solle, ob Dorothee meiner noch mit herzlicher Theilnahme gedenke. Sie sollte ihr in diesem Falle sagen, daß ich — wie ich es mir geschworen — ihr treu bleibe bis in den Tod; und ich gab ihr Doro=

theens Haar=Ring, als mein liebstes Kleinod, mit, daß sie ihn von Dorotheen durch einen Kuß zu einem ewigen Heiligthume für mich einweihen lassen solle. Nur wenn sie Dorotheen kalt und lieblos gegen mich fände: dann sollte sie ihr den Ring zurückgeben, oder ihn in die Ostsee werfen."

„Ganz recht," sagte Westold — „Sie fand Dorotheen kalt und gleichgiltig gegen Dich; und Dorothee entriß ihr den Ring, und warf ihn, da er sie unangenehm an ihre ehemalige Verbindung mit Dir erinnerte, zum Fenster hinaus, in den Fluß hinunter. — So erzähltest Du mir es bei dem Besuche vor Deiner Verheirathung."

„Ja!" brauste Hastebeck auf „so erzählte ichs Dir! so lautete, bei ihrer Rückkunft, ihre Lüge!"

„Und warum soll es denn nun eine Lüge seyn?" fragte Westold mit besänftigendem Tone — „Es war ja kaum anders zu erwarten!"

„Meinst Du?" unterbrach ihn Hastebeck stolz und bitter, und wendete sich unmuthig

ab von dem Freunde. Aber als Westold auf Gründe, auf Beweise drang, daß Sophie gelogen habe: da hielt ihm Hastebeck in rascher Bewegung seine linke Hand, mit dem ausgestreckten kleinen Finger hin, und sagte dazu im heftigsten Zorn: „Da, sieh den Ring, der bei Danzig in der Motlau liegen sollte!“

Höchst betroffen richtete Westold seine Blicke nach Hastebecks Finger, und sah an der Stelle, die sonst der Trauring einnahm, den verhängnißvollen Haar-Ring. — „Das ist er?“ fragte er ängstlich — „Und wie hast Du ihn denn wieder bekommen?“

„O!“ antwortete Hastebeck — „auf die unschuldigste — oder vielmehr auf die albernste, lustigste Weise von der Welt! Ich Thor, ich Narr wollte meine vortreffliche Gemahlin an ihrem Geburtstage, außer mehreren kleinen Geschenken, die ich ihr gleich am frühen Morgen gab, noch durch ein kostbareres, durch eine Busen-Nadel, auf eine recht überraschende Weise erfreuen. Erst gegen Abend, wenn sie sich, zu dem kleinen Feste, das ich veranstaltet hatte,

putzen wollte, sollte sie die Nadel bei ihren andern kleinen Kostbarkeiten finden. In meiner arglosen Einfalt meinte ich, mir etwas ganz Besonderes ausgedacht zu haben! Herrlich lief es ab! — Kaum hatte sie, eines häuslichen Geschäfts wegen, ihr Zimmer auf einige Minuten verlassen: so ging ich — was ich noch nie gethan hatte — an ihren Schreibtisch, und zog den kleinen, verborgenen Schiebkasten hervor, in welchen ich sie legen wollte. Um sie so zu legen, daß sie nicht unbemerkt bleiben könne zwischen den andern Sachen, nehme ich ein leicht zusammengedrücktes Papier heraus; und wie ich es zwischen die Finger nehme — der Teufel hatte unverkennbar seine Hände dabei im Spiele — da lasse ich es, aus Unachtsamkeit und aus Eile, auf den Fußboden fallen; und wie ich es eben so eilig wieder aufnehmen will, ich betrogener Tropf! — da fällt ein Ring, an den eine kleine Blume mit einem seidenen Fädchen festgebunden war, aus dem Papierchen heraus! und wie ich den Ring nun aufhebe und besehe: Dorothee! Dorothee! schreie ich auf, und bin entzückt im ersten Augen=

blick, als wär' ich in den siebenten Himmel versetzt — ich Narr! ich Narr! denn ich erkannte meinen Ring mit Dorotheens Haar! und ich sah, daß die daran gebundene Blume eine Immortelle war! und im Nu wußte ich: die Immortelle kam von ihr, von Dorotheen, denn sie hatte mir in der glücklichen Stunde, als sie mir den Ring schenkte und an den Finger steckte, zugleich eine Immortelle zwischen den Ring und den Finger geschoben; und die neue Immortelle sollte eine Wiederholung jener ersten kleinen, aber sinnvollen Gabe seyn! Wie ich armer Thor nun so unverhofft, als wär' es vom Himmel gefallen, Beides wieder erblicke — Ring und Immortelle — da bin ich plötzlich, wie berauscht, wie halb wahnwitzig vor Freude! ich küsse den Ring, und küsse die Blume, als sprechende Boten von meiner Geliebten! und erst, wie ich den Ring an den Finger, an seine alte Stelle schieben will, fällt mir mein Trauring in die Augen! und jetzt, plötzlich besinn' ich mich! auf einmal weiß ich wieder, daß der Ring, den ich in der Hand hielt, bei Danzig in der Motlau liegen sollte! — Mit einem

Blicke durchschaue ich das Lügengewebe meiner Frau! und, als ob zehn Höllengeister auf mich einstürmten, so furchtbar ergreift mich nun der Gedanke: Du bist belogen und betrogen! und Die, die Dich belog, ist durch ihre Lüge Deine Frau geworden, und hat Dich zum Meineidigen, zum Betrüger an Deinem eignen Herzen gemacht! — Da riß ich den Trauring von meinem Finger, und warf ihn auf den Fußboden, und trat ihn tief in eine Diele hinein. Und die neue Busen-Nadel schleuderte ich ebenfalls auf den Boden, daß die Steine daraus umhersprangen!" —

Im Uebermaaß der leidenschaftlichen Aufregung, stockte hier der Erzähler, und schritt im Zimmer umher, als ob er neue Gegenstände zum Zerstören aufsuche.

„Das ist schlimm! sehr schlimm!" seufzte Westold, und folgte mit ängstlichen Blicken den heftigen Bewegungen des Freundes. Endlich that er schüchtern die Frage: „Und Deine unglückliche Frau? Sie muß ja wohl ihrer Entbindung nahe seyn?"

„Still!“ fiel ihm Hastebeck ins Wort — „Erinnere daran mich nicht! denn das ist der giftigste von den Giftpfeilen, die mir in der Brust sitzen!“ —

Nach einigen Sekunden fuhr er also fort: „Sie mochte mein Toben gehört haben, denn sie öffnete auf einmal rasch die Thür, und fragte, was ich vorhabe? „Eine Ehescheidung!“ donnerte ich ihr zu. „Die Vernichtung einer sündlichen Verbindung! die Trennung von einer Betrügerin!“ Und indem ich das sagte, hielt ich ihr meinen Finger mit Dorotheens Ringe dicht unter die Augen. Da taumelte sie, wie von Blitz und Donner getroffen, und wie eine Leiche erblaßt, auf den Sopha hin; und ihre Glieder fingen an, zu zucken, als wollte der Sturm, der in ihrem Innern tobte, in heftige Krämpfe ausbrechen. Das entwaffnete mich gegen sie. Mein aufbrausender Zorn ging über in stummen Abscheu und Haß. Doch als die Sirene wieder zu Kräften gekommen war, und mich mit ihren Umarmungen verfolgte, und mich durch Bitten, Weinen und Niederknieen aufs neue zu kirren suchte:

da sagte ich ihr, daß ich sie nur noch hassen und verachten könne, daß ich mir es für ein Verbrechen anrechnen würde, wenn ich sie nur mit einem Finger wieder berührte, und daß sie sich anschicken solle, mein Haus zu räumen, und wieder zu ihrem Vater zu ziehen. Und wie sie nun hiegegen ihren körperlichen Zustand vorschützte, und auf die Wiege zeigte, die schon zubereitet im Nebenzimmer stand: da ergriff mich im Innern aufs neue die allerheftigste Erbitterung! Da stieß ich einen furchtbaren Fluch aus über meine verbrecherische Verbindung mit ihr! Ich schickte zu meinem General, mir Urlaub zu erbitten, ließ mein Pferd satteln, und jagte davon, als ob der Satan hinter mir im Sattel säße! Und so siehst Du mich denn hier — furchtbar, unheilbar verletzt in meinem Innern auf die allerschmerzlichste Art, und betrogen um Lebensglück und Herzensfrieden auf immerdar!"

„O weh! o weh!" klagte Westold, und rang die Hände, als hätte ihn selbst das Unheil seines Freundes betroffen. Hastebeck drückte den Hut auf den Kopf, und mit den Worten:

„Ich muß ein Stündchen allein seyn!“ verließ er das Zimmer, und eilte ins Freie hinaus, ohne daß Westold ihn aufzuhalten, oder zu begleiten versuchte.

Jetzt trat Auguste ins Zimmer, und fragte ängstlich nach des Freundes Geschichte, denn sie hatte die Ausbrüche seines Zorns selbst in ihrem entfernten Zimmer vernommen. Westold berichtete ihr die unglückliche Geschichte; Beide erwogen nun eifrig Sophiens Verschuldung und Hastebecks leidenschaftlichen Zorn, und berathschlagten hin und her, wie viel oder wenig noch zu retten sey von Hastebecks und Sophiens Lebensglück, und was daher zunächst gethan oder gelassen werden müsse. Nur in der einen Meinung waren sie augenblicklich einig, daß Hastebeck nicht nach Danzig reisen dürfe; ob und wie er aber zu bereden seyn werde, zu Sophien zurück zu kehren, das waren Fragen, auf welche ihnen fortwährend die genügenden Antworten fehlten. Auguste fällte das strengste Urtheil über Sophiens falschen Bericht, und Westold tadelte am Ernsthaftesten das Roman=

hafte des Auftrags, welchen erst Hastebeck und dann auch Dorothee, als Frau eines Andern, Sophien ertheilt. Am meisten beklagten sie den Umstand, daß Sophie eben ihrer Entbindung nahe sey; doch bauten Beide auf die Allgewalt der bevorstehenden Vaterfreuden einzig und allein die Hoffnung der allmählichen Beruhigung und Versöhnung des erbitterten Freundes.

Erst gegen Mittag kam Hastebeck wieder zum Vorschein. Er drang auf Absendung des Boten. Um Zeit zu gewinnen, den abentheuerlichen Reiseplan zu hintertreiben, bewirkte Westold, unter allerlei Vorwand, die Bestimmung, daß der Bote erst am folgenden Morgen seinen Weg beginnen solle. Wie er nun aber anfangen wollte, dem zürnenden Freunde Versöhnlichkeit vorzupredigen, wurde er plötzlich durch folgende Gegenrede aus dem Felde geschlagen: „Spare Deine Worte, denn sie können die Wunde, die mir geschlagen ist, nimmer heilen! Auch nütze Deine Zeit gleich zu etwas höchst Nöthigem! Bei dem Pachtvertrage haben wir den argen Bock geschossen, ihn blos von dem Grafen unterschrei-

ben zu lassen, und nicht auch von der Gräfin, welcher Aarhorst eigentlich gehört. Nun ist sie seit einiger Zeit sehr kränklich, und soll überdem ihrer Entbindung nahe seyn! Stirbt sie — was sehr wahrscheinlich ist — so kann man nicht wissen, was aus ihren Gütern wird, da sie schwerlich ein Testament zu Gunsten des Grafen machen möchte; und die Erben aus ihrer Familie würden den Pachtvertrag gewiß nicht bestehen lassen. Sie selbst scheint empfindlich darüber zu seyn, daß ich die Sache blos mit dem Grafen abgemacht habe. Um diese dummen Streiche gut zu machen, mußt Du ihr einen recht höflichen Brief schreiben, und sie um Mit-Unterschrift des Vertrags bitten. Und um es zu beschönigen, daß dies erst jetzt geschieht, kannst Du vorwenden, Du habest diese Bitte nicht eher thun wollen, als bis Du erst einige Zeit durch die That bewiesen habest, daß ihr Gut bei Dir in redlichen und fleißigen Händen sey, und daß sie Dir vertrauen könne, ob Du gleich sonst ein Advokat gewesen seyst. So ungefähr mußt Du es einrichten, und die jetzige Zeit zur Abtragung des vierteljährlichen

Pachtgeldes bietet Dir die schicklichste Gelegenheit zu diesem höchst nöthigen Briefe, von welchem gänzlich die Sicherheit Deiner Lage abhängt."

So einleuchtend dies auch Westolden erscheinen mußte: so brachte ihn doch erst die Ansicht zu einem raschen Entschlusse, daß die Gräfin auch die Zusage wegen der Pfarre unterschreiben müsse, und gleich nach Tische machte er sich an den Brief, der ihm eigentlich sehr lästig war.

Unterdessen schweifte Hastebeck unstät im Freien umher, und entging wenigstens einstweilen noch den Besänftigungs-Versuchen, denen er nur zu gern auswich. Aber lange sollte er dieses ruhigen Beharrens bei seinem Sinne nicht genießen; denn noch vor Sonnen-Untergang kam ein Bote mit einem Briefe von Sophien, die sehr richtig berechnet hatte, daß ihr Mann nirgends anders, als in Aarhorst, zu treffen seyn werde. — Der Brief lautete folgendermaaßen:

„Grausamer, doch ewig geliebter Gatte! — Der Geburtstag, der mir ein Festtag werden sollte, ist mir ein Gerichtstag geworden! Die einzige Schuld gegen Dich, die ich auf dem Herzen

hatte, ist von Dir entdeckt worden! Du hast furchtbar Gericht gehalten über mich — so furchtbar, wie Gott nicht dereinst unser Aller Schwachheiten und Vergehungen richten möge! — und mein ganzes, ganzes, schönes Glück ist zertrümmert auf die allererschütterndste Weise!

Ich habe unrecht gethan! Das bekenn' ich, und werd' ich bereuen, so lange noch ein Athemzug in mir ist! Aber auch in meiner tiefsten und schmerzlichsten Zerknirschung habe ich das Gefühl, daß mein Vergehen nicht so schwer ist, als Du es mir anrechnest.

Hat die Zeit Dich erst ruhiger und kälter gemacht: so frage Dich selbst, was für ein wirkliches Heil für Dich daraus entsprungen wäre, wenn ich Dir, bei meiner Rückkehr aus Danzig, den Bericht gebracht hätte, daß Dorothee sich nicht glücklich an der Seite des Mannes fühlt, den man ihr aufgedrungen that — daß sie Dein Bild, lebhafter, als es gut ist, noch im Herzen hat — und daß sie, verführt durch die Botschaft, die sie von Dir durch mich erhielt, schwach genug war, den unglücklichen Ring zu küssen, und

Dir, mit einer Immortelle, zum Zeichen ihrer fortwährenden Liebe, zurückzusenden? — So sehr ich an ihrem Schicksal Theil nahm: so konnte ich das doch nicht gut heißen. Sie ist unwiderruflich verloren für Dich, denn sie ist Gattin eines Andern, und ist Mutter eines Kindes, das sie an ihren Gatten unauflöslich bindet, auch wenn sie ihn eigentlich nicht liebt. Mein Bericht konnte Dich also nicht glücklich, sondern Dir nur neue Schmerzen machen. Ja, ich hatte das Gefühl, Dorothee müsse höher in Deiner Seele stehen bleiben, wenn ich Dir ihre Schwäche verschwiege, als wenn ich sie Dir ohne Rückhalt mittheilte. Denn wirst Du ihre Schwäche, früher oder später, mißbilligen: so verlierst Du auf schmerzliche Weise ein schönes, reines Bild aus Deiner Seele; bist Du selbst aber fortwährend schwach genug, Wohlgefallen an ihrer Schwäche zu finden: so verlierst Du Dich nur in Träumereien, die eines ernsten Mannes nicht würdig sind, und die Dich, je tiefer sie in Dein Wesen greifen, nur desto verstimmter, ja wohl unglücklicher machen müssen.

Das Alles sagte mir meine Vernunft, bei oftmaliger, ernster Ueberlegung auf meiner Rückreise. Und, leider, auch mein Herz, mein nur zu warmes Gefühl für Dich widerstrebte jedem Berichte, der Deinem Gefühl auf irgend eine Weise weh thun mußte. Was soll ich es leugnen vor Dir? Liebe und Eifersucht hatten ihren großen Theil an meinem Entschlusse, Dir die Wahrheit in Bezug auf Dorotheen zu verbergen. — Aber verdamme mich deshalb nicht! Höre mich ruhig an! Ich hatte mich, aus der uneigennützigsten und gutmüthigsten Dankbarkeit für einen sehr großen Dienst, den Du meinem Vetter Franz Langhof (nach einem dunkeln Briefe von ihm) erwiesen haben solltest, zu der seltsamen Rolle hingegeben, Deine Vertraute in Absicht Deiner Liebe zu seiner Schwester zu seyn. Lange wußte ich nicht, in welches gefährliche Spiel ich mich hierdurch mit Dir verwickelt hatte. Die Pein, welche es mir nach und nach machte, Dich immer in den zärtlichsten Ausdrücken von einer Andern sprechen zu hören, machte mir dies endlich begreiflich. Ich wollte mich losmachen

von Dir, aber ich konnte den Rückweg nicht mehr finden. Seit ich die Nothwendigkeit fühlte, ihn zu suchen, war es schon zu spät dazu! Der leidenschaftliche Kuß endlich, mit welchem Du mich am Tage vor meiner Abreise nach Danzig, auf Veranlassung Deines Auftrags an Dorotheen, in der Heftigkeit Deiner Gemüthsbewegung überraschtest, oder vielmehr überfielst — dieser glühende Kuß entschied über mein ganzes künftiges Leben. Er fachte den glimmenden Funken meiner heimlichen Liebe zu Dir zur unbezwinglichen, hellen Flamme der Leidenschaft an. Sie war, während der ganzen Dauer meiner Reise, die unaufhörliche Qual meines Herzens! Sie verschloß mir den Mund vor Dir über Dorotheens Auftrag! Sie strömte in Thränen über bei dem falschen Berichte, zu dem ich mich verirrte! Und diese unaufhaltbaren Thränen führten mich in jener entscheidenden Stunde, da ich mich auf immer gewaltsam von Dir losreißen wollte, in Deinen Arm. Du hieltest mich fest, trotz meines ernstlichsten Sträubens, und so wurde ich, wider alles Erwarten und Hoffen, Dein Weib! bis

heute Dein glückliches — nun aber desto unglücklicheres Weib!

Den Ring hätte ich längst vernichten, und so das gefährliche Geheimniß auf immer begraben können; allein es war meine Absicht, Dir es noch einmal selbst zu entdecken, weil es fortwährend eine dunkle Stelle in meinem Herzen war. Aber ich wollte hiezu erst noch eine glücklichere Zeit abwarten: eine Zeit, in welcher ich Dich mit neuen Banden, als einen glücklichen Vater, fester an mich geknüpft, und von Deinen alten Liebesträumereien gänzlich geheilt sähe — ich hielt es für rathsam, zu warten, bis ich mich Dir durch jahrelange, treue Liebe und Pflichterfüllung so bewährt hätte, daß Du Dorotheen neben mir nicht mehr vermißtest. — So kam es, daß ich den Ring sorgfältig aufbewahrte und noch vor Dir verbarg! — So hängt es zusammen mit meiner Vergehung! Hiernach richte mich nun!

Ich habe weinend und knieend in der furchtbarsten Stunde meines Lebens die flehenden Arme nach Dir ausgestreckt, und Du hast mich mit grausamer Unerbittlichkeit zurückgestoßen! Dei-

nem Gewissen muß ich es nun überlassen, wie Du ferner gegen Deine Frau, gegen die Mutter Deines Kindes, deren Vergehen gegen Dich in ihrer Liebe zu Dir seinen Hauptgrund hatte, verfahren wirst. Thue nun, was Du vor Deinem eignen Richter glaubst verantworten zu können! Mein Schicksal liegt in Deiner Hand. Doch, wie auch Deine Entscheidung ausfallen möge: nie werde ich aufhören können, Dich zu lieben.

Sophie."

Empfindungen der verschiedensten Art wogten beim Lesen dieses Briefs in Hastebecks Seele auf und ab. Bald fühlte er Mitleid gegen Sophien, bald erneuten, geschärften Haß, je nachdem er an sie allein, oder neben ihr auch an Dorotheen dachte. Sophiens bittres Unglücksgefühl lag ihm schwer auf dem Herzen; und hätte er sie mit seinem ganzen Vermögen, ja mit der

Hälfte seines Lebens in irgend einen Glückstempel einkaufen können: er hätte es augenblicklich mit voller Bereitwilligkeit gethan, nur hätte die Bedingung dabei nicht seyn müssen, daß er sie dahin zu begleiten habe. Sein schwärmerisches Gefühl für Dorotheen war durch das, was ihm Sophiens Brief von ihr berichtete, von neuem äußerst aufgeregt; was Sophie auch über Dorotheen urtheilte, das erbitterte ihn gegen Jene nur, nicht gegen Diese. Mochte Sophie noch so sehr Recht haben, Dorotheen Schwachheit Schuld zu geben: er konnte es nicht ertragen, daß seiner verlornen Geliebten ein Gefühl zum Vorwurf gemacht wurde, das seinem eigenen Gefühle so sehr zusagte, und noch die einzige gerettete, theure Trümmer aus dem Schiffbruch seiner früheren Glückseligkeit war. So sehr, als jemals, fühlte er sich in schwärmerischer Begeisterung dafür gestimmt, Dorotheens Bild, als ein heiliges Idol, sein ganzes Leben hindurch im Herzen zu tragen, wenigstens in ungestörter, geistiger Gemeinschaft mit ihr zu bleiben, wenn er auch ihr körperliches Anschauen

entbehren mußte. Daß sie wissen möchte, wie unverändert er sie fortliebe, auch nach ihrer gezwungenen Heirath, und daß er erfahren möchte, wie sie jetzt gegen ihn gesinnt sey, das war lange sein allersehnlichster Wunsch gewesen. Deshalb hatte er Sophien mit den dringendsten Bitten bestürmt, nach Danzig zu reisen. Nun war seine Botschaft richtig an Dorotheen gelangt; sie hatte vernommen, daß er ihr treu bleiben wolle bis in den Tod. Hätte er die liebevolle Gegenbotschaft eben so richtig erhalten: so würde er nie ein Weib umarmt haben, und der ungestörte Gedanke, daß sie Beide einander noch liebten, Beide einander noch geistig angehörten, sollte sie Beide über ihr Schicksal erheben, sollte für sie ein milder Stern auf dem dunkeln Pfade einer nicht glücklichen Ehe, sollte für ihn ein ewiger, stiller Triumph über den Räuber seines Glücks seyn. Aber die Verfälschung der Gegenbotschaft war die Veranlassung geworden, daß er sich rasch zu einer Heirath entschloß. Der auflodernde Zorn über die vermeinte Herzlosigkeit Dorotheens, und der Eindruck, welchen die zärtlichen Blicke und

Thränen Sophiens in jener verhängnißvollen Stunde auf ihn machten, hatten gleichen Antheil an seinem raschen Entschlusse gehabt. — Was mußte Dorothee nun von ihm denken, seit der Nachricht von seiner Verheirathung? Welchen Eindruck mußte es auf sie gemacht haben, daß er gerade die Botin zu seiner Frau machte, die ihr erst die Versicherung seiner ewigen Liebe gebracht, der sie die Versicherung und das sinnbildliche Zeichen ihrer fortdauernden Gegenliebe für ihn mitgegeben hatte! Mußte sie seine Botschaft nicht für eine hämische, rachsüchtige Aefferei halten, die nur darauf angelegt war, sie desto empfindlicher durch die schnell darauf folgende Nachricht von seiner Verheirathung zu verwunden?

Diese Ansicht, die in den obwaltenden Umständen vollkommen begründet war, regte immer von neuem seinen bittern Groll gegen Sophien auf. Daß Dorothee in ihrer freudenlosen Ehe nun auch noch diesen bittern Schmerz durchs Leben tragen, und daß sie ihn, den sie bisher vertrauenvoll geliebt, plötzlich für heuchlerisch, hämisch und schlecht halten solle — das

war ihm ein schrecklicher Gedanke, der nicht abließ, ihn zu quälen, und der ihn eben zu dem abentheuerlich klingenden Entschlusse gebracht hatte, nach Danzig zu reisen, um Dorotheen zu sagen, wie Sophie ihn betrogen, und dadurch verführt habe, mit ihr an den Trau=Altar zu gehen. Hätte er wagen dürfen, an Dorotheen zu schreiben, oder hätte er irgend einen vertrauten, sichern Boten zu einer mündlichen Bestellung an sie gehabt: so würde er den Gedanken an eine solche Reise gern aufgegeben haben; da er aber keinen andern Ausweg zu entdecken wußte, um seine Ehre zu retten, und Dorotheens gekränktes Gefühl zu versöhnen: so beharrte er umwandelbar fest auf seinem Reise=Beschlusse.

Mochten daher Westold und Auguste, durch Sophiens Brief geleitet, in mitleidiger Gutmüthigkeit eine noch so schonende Ansicht von ihrem Vergehen geltend zu machen suchen, um ihren Freund zur Versöhnung zu bestimmen, und von dem Gedanken an die Reise abzubringen: er bestand darauf, daß der Bote am folgenden Morgen wegreiten müsse, um ihm Kleider und Wä=

sche zur weiteren Reise zu holen; und er beharrte bei der Erklärung, daß seine Verbindung mit Sophien nicht fortbestehen könne, daß sie vom Anfang an ein Verbrechen gegen Dorotheen, eine Versündigung gegen seine heiligsten, unvertilgbarsten Gefühle gewesen, und besonders von jetzt an, trotz des ausgesprochenen priesterlichen Segens — in sich selbst durchaus unsittlich sey, da seine Liebe mit erneuter Stärke nur Dorotheen gehöre, und daß der Gedanke an ein eheliches Leben mit irgend einem andern weiblichen Wesen, unter solchen Umständen, ihm ein wahrer sittlicher Greuel sey. — Und als Auguste, wie es Westold schon früher gethan, seinem Herzen durch die Hinweisung auf die bevorstehenden Vaterfreuden beizukommen versuchte: da brauste sein bittrer Unmuth in plötzlich gesteigerter Leidenschaftlichkeit auf, und er rief mit zorniger Heftigkeit aus: „Wenn ihr mich nicht gewaltsam hinwegtreiben wollt: so sprecht mir davon nicht! Daß ich durch Sophien Vater werden soll, das ist ja die allerunglücklichste Hinweisung auf meine schmähliche Verirrung — auf

eine greuelhafte Verbindung, die ich ewig verabscheuen muß!" —

So standen die Sprechenden noch am späten Abend einander gegenüber, ohne ihre entgegengesetzten Ansichten und Meinungen gegen einander ausgeglichen zu haben. Ein Brief von Hastebeck, worin er um Verlängerung des Urlaubs bat, lag fertig auf dem Tische. Da wurde plötzlich an das schon verschlossene Hofthor gepocht, und ein reitender Bote brachte einen Brief vom Doktor Brink, Sophiens Vater. Er lautete so:

„Meine liebe Sophie befindet sich in einem bedenklichen Zustande. Ich weiß nicht, geehrter Herr Sohn, was zwischen ihr und Ihnen vorgefallen ist; allein ich sehe deutlich, daß eine sehr heftige Gemüthsunruhe, die mit Ihrer Entfernung im Zusammenhange steht, die Ursache der plötzlichen Erschütterung ihrer Gesundheit ist. Ihr Zustand wird um so bedenklicher, da ihre Entbindung nahe bevorsteht. Als Arzt und als Vater, muß ich es Ihnen daher zur dringenden

Pflicht machen, daß Sie Ihre Rückreise auf das schleunigste antreten, um, was in Ihren Kräften steht, zur Gemüths-Beruhigung Ihrer leidenden Frau beizutragen. Eignes Unwohlseyn erlaubt mir nicht, mehr hinzuzufügen, als die Versicherung meiner aufrichtigen Werthschätzung und väterlichen Liebe.

Brink."

Im ersten Augenblick war Hastebeck betroffen beim Lesen dieses Briefs. Bald aber legte er ihn ruhig auf den Tisch, und sagte kalt: „Sie sammelt Hülfstruppen, um mich zum Rückzuge zu bringen. Morgen kommt wahrscheinlich eine noch stärkere Salve aus dem schweren Geschütz ihres Beichtvaters."

„Lieber Bruder," sagte Westold, nach wiederholtem Lesen des Briefs, „die Ansicht, die Du von diesem Briefe nimmst, ist gewiß irrig. Der alte, ehrenwerthe Mann wird sich zu keiner bestellten Arbeit, zu keiner Lüge hergegeben haben, und die Besorgniß, welche er äußert, mag nur allzugegründet seyn."

„Und wenn das wäre:“ erwiederte Hastebeck — „so befindet sie sich bei dem geschicktesten Arzte der Stadt, der ihr Vater ist, in den besten Händen. Ich verstehe mich auf ärztliche Weisheit nicht, und bin also ganz überflüssig dort.“

„Das bist Du nicht!“ wandte ihm Westold ein — „Ihr Körper ist krank durch ihr Gemüth; durch den erschütternden Auftritt, den Du mit ihr hattest; durch den fortwährenden Kummer, mit dem sie an Dich denkt! Da wird nicht Arzt, nicht Apotheker — da wirst Du nur retten können.“

Unwillig sprang Hastebeck von seinem Stuhle auf. „Was muthet ihr mir zu?“ rief er aus — „Meint ihr im Ernst, ich soll mich dazu hergeben, eine empfindsame Vergebungs- und Versöhnungs-Scene am Krankenbette zu spielen? mit einem verlegnen Schaafsgesicht, wenn sie die Augenlieder sinken läßt, nach ihrem Athem zu horchen, und wenn sie mir die Hand hinhält, einen Kuß darauf zu drücken, und sie zu bitten, das Vorgefallne nur zu vergessen? Kann

ich das? Darf ich das? Wer müßte ich seyn, wenn ich das könnte?"

„Ein Mensch sollst Du seyn!" fiel ihm Westold ins Wort, und erhob sich ebenfalls von seinem Stuhle, und fuhr mit immer eindringenderem, ernsterem Tone fort — „Menschlich sollst Du handeln! Gottes Gebote sollst Du ehren! sollst die Gefahr ermessen, in der Deine Frau schwebt!"

Halb spottend, halb trotzig erwiederte Hastebeck: „Davon steht in meinem Katechismus kein Wort."

„Aber in meinem," fuhr Westold in der höchsten und ernstesten Bewegung fort — „in meinem steht geschrieben: Du sollst nicht tödten! Hörst Du's wohl? Du sollst nicht tödten! Ich meine, es ist genug, daß Du schon ein Leben geopfert hast!" —

Hätte Westold die Wirkung bemerkt, die diese Worte auf seinen Freund machten: er würde erschrocken seyn. Aber er selbst war durch seine Rede zu bewegt, als daß er aufmerksam um sich geschaut hätte. Er ging in ungewöhnlicher Leb=

haftigkeit auf und ab, und wischte sich mit dem Taschentuche die Schweißtropfen von der Stirn. Hastebeck aber hemmte plötzlich, wie gelähmt, seine vorher so raschen Schritte; es war, als wollten ihm die Knieen einknicken, während seine Augen in furchtbarer Bewegung nach Westold hinblitzten; seine Lippen bebten, und seine Brust hob sich krampfhaft hoch empor, bis er endlich, mit gewaltsamer Anstrengung, doch höchst beklommener Stimme, die Worte ausstieß: „Was soll das heißen? Westold! sprich! sprich es aus!“

„So wisse denn:“ erwiederte Westold, tief bewegt — „Dein Pferd, das gute Thier, ist todt! ist wirklich todt! Ich habe hinüber geschickt, und diese traurige Nachricht erhalten!“

„Mein Pferd?“ stammelte Hastebeck. Doch schnell sich wieder aufreißend aus seiner vorherigen, gewaltigen Erschütterung, fuhr er mit kräftigerer Stimme fort: „Es taugte schon lange nichts mehr.“

„Freund!“ eiferte Westold — „um desto mehr hättest Du es schonen sollen! Das arme

Thier! Du hast es sündlicher Weise todt gejagt! nicht absichtlich freilich; aber Dein wilder, leidenschaftlicher Sinn hat es doch verschuldet! — Willst Du nun durch Deinen unversöhnlichen Trotz vielleicht auch Deine Frau tödten?! Hastebeck, belaste nicht leichtsinnig und unbarmherzig Dein Gewissen mit einer schweren, centnerschweren Schuld! Es muß schrecklich seyn, wenn man sich den Tod eines Menschen, zumal seiner Frau, vorzuwerfen hat!"

Diese Worte schlugen wieder tief ein bei Hastebeck. „Ach ja! das mag wohl seyn!" seufzte er, und starrte dann eine Weile still vor sich hin, in das allerfinsterste Nachdenken versunken.

„Beherzige das wohl!" fuhr Westold in weicherem, freundlicherem Tone fort — „Es könnte Dich vielleicht schrecklich gereuen, wenn Du bei Deinem Starrsinn beharren wolltest."

In Hastebecks Mienen und Bewegungen verrieth sich unverkennbar ein fortdauernder, heftiger, innerer Kampf. Mit banger Erwartung blickte Westold nach ihm hin; und bis in

das Innerste seines Herzens war er durchdrungen von gutmüthiger Freude, als Hastebeck endlich mit kaltem, doch festem Tone sagte: „Es sey! — Ich will zurückreisen — nach Hause.“

„Gott sey gelobt!“ rief Westold aus, und faltete die Hände über der Brust zusammen, wie zu einem Gebet. „Gott lohne Dir diesen Entschluß, und sende Dir wieder Frieden in Deine Brust und erneute Freude in Dein Haus!“

Fortwährend düster vor sich hinstarrend, schüttelte Hastebeck schweigend und bitter lächelnd mit dem Kopfe.

„Und wann willst Du abreisen?“ fragte Westold freundlich — „Ich will Dich fahren lassen mit meinen besten Pferden.“

„Gut,“ antwortete Hastebeck — „aber gleich, gleich muß es geschehn! Je schwerer, je ungeheurer ein Entschluß ist, desto rascher muß man ihn ausführen. — Laß mich die Nacht hindurch fahren! Die Nacht ist das Einzige, was mir zusagt! — In meiner Seele ist ja auch Nacht — dunkle, stürmische Gespensternacht! — — Westold, Du bist aber der

abentheuerlichste Schwätzer, den die Erde trägt! Was sprachst Du vorhin für verkehrte Worte von einem gestürzten Klepper!“

„Ei nun!“ erwiederte Westold — „sie haben doch gefruchtet, und müssen also wohl nicht ganz verkehrt gewesen seyn. Und ist denn eines Thieres Leben nicht auch ein Leben, das aus der Hand des Allmächtigen quoll? Und soll sich der Gerechte nicht erbarmen seines Viehs? — Siehst Du, lieber Bruder, drum will ich den Pferden, die Dich fahren sollen, auch noch ein Futter geben lassen; und dem Knechte werde ich sagen, wo und wie lange er immer anhalten soll.“

Hastebeck schien nichts hievon zu hören, und sagte also auch nichts dazu. Westold besorgte die Vorbereitungen zur Reise, packte das Pachtgeld zusammen, und versiegelte den Brief an die Gräfin. Nach einer Stunde war der Wagen vorgefahren und Alles hineingepackt. Hastebeck fuhr mehrmals rasch mit der Hand über die Stirn, da er hörte, daß Alles fertig sey. Doch kräftig richtete er sich auf, und griff nach Hut

und Degen, als ob er in ein Gefecht eilen wolle. In unverkennbarer, heftiger Gemüthsbewegung, doch nur mit wenigen, herzlichen Worten, nahm er Abschied. Auf die wiederholte, dringende Bitte Westolds und Augustens, daß er ja bald schreiben möge, wie es mit Sophien stehe, nickte er nur schweigend mit dem Kopfe, und stieg dann in den Wagen, der sich bald aus den Augen der Zurückbleibenden verlor.

Aber die Sorge um den theuren Freund und seine Gattin verloren Westold und Auguste nicht aus den Herzen, vielmehr stieg sie fast mit jeder Stunde; und als auch am neunten Tage noch keine Nachricht da war, schrieb Westold an Hastebeck, und beschwor ihn bei ihrer alten Freundschaft, daß er sein beängstendes Schweigen brechen, und ihm sagen möchte, wie es in seinem Hause und in seiner Seele stehe. Hierauf kam,

mit kaum leserlichen Schriftzügen, folgende Antwort:

„Wie hätte ich gestern und vorgestern schreiben können! Kaum kann ich es heute! Ein Kind schrie mir entgegen, als ich hier ankam! — ich glaube, es war ein Mädchen. Sophie hatte schon kein Bewußtseyn mehr! sie phantasirte, und schien mich nicht mehr zu kennen. — Jetzt liegt sie im Sarge, und an ihrer Seite — — ein todtes Kind — —!

Auch Sophiens Vater liegt gefährlich krank. Ich wollte, ich läge eben so! — Ich mag wenigstens hier nicht mehr leben. Ich habe um meine Verabschiedung gebeten. — Sobald meine dringendsten Geschäfte abgethan sind, will ich eine Seereise machen. Vorher besuche ich Dich noch. Aber nur keine Beileids-Versicherungen! weder schriftliche noch mündliche!

Hastebeck.“

Westold und Auguste wurden Beide tief erschüttert bei dem Lesen dieses kurzen, aber

inhaltschweren Briefs. Gern wäre Westold gleich hingeeilt zu seinem unglücklichen Freunde, um ihn mit der herzlichsten Theilnahme in die Arme zu schließen, und ihn mit sich in seinen Familienkreis zu nehmen; aber er wußte, daß das gar nicht nach Hastebecks Sinne gewesen wäre: also blieb er, wiewohl in sehr unruhiger Erwartung, zu Hause, und begnügte sich damit, die unglückliche Angelegenheit einstweilen nur mit seiner Frau zu besprechen. Daneben sann er unabläßig auf vorbereitende Einrichtungen zur möglichsten Bequemlichkeit des erwarteten Gastes, damit ihm wohl werde bei einem, hoffentlich längeren, Aufenthalte in Aarhorst.

Etwa nach acht Tagen kam Hastebeck an, mit Kleidern und Wechseln versehen zu einer langen, weiten Reise. Seine körperliche Haltung war gedrückt, sein Gang schlaff, die Farbe seines Gesichts krankhaft bleich; und in seinen Augen und Mienen lag der unverkennbare Ausdruck eines tiefen, finstern Schmerzes.

Westold und Auguste erschraken bei dem Anblick des so traurig veränderten Freundes.

Gern hätten sie ihre warme Theilnahme gegen ihn ausgesprochen, hätten, ihn zu trösten, ihm zu rathen versucht; aber er wich jeder solchen Mittheilung und Herzensergießung mit entschiedener Absichtlichkeit aus, und wie er selbst kein Wort über sein Schicksal und seine Gefühle sprach: so mußten auch Westold und seine Gattin darüber ein tiefes Stillschweigen beobachten.

Am meisten wurden sie seinetwegen bekümmert, seit Westold einmal am frühen Morgen, noch lange zuvor, ehe der Tag anbrach, den unglücklichen Freund schon in seinem Zimmer auf- und abgehen hörte, und, als er ihm hierüber am Morgen seine Verwunderung mittheilte, die Antwort erhielt, daß er es so allnächtlich treibe, weil ängstende Träume ihm kaum ein Paar Stunden Schlaf vergönnten, und beim Erwachen seine Einbildungskraft gleich so lebhaft beschäftigt sey, daß er unmöglich wieder einschlafen könne.

Am Tage war seine vorzüglichste Beschäftigung, daß er die Charten fast aller Welttheile, nebst geographischen Lehrbüchern und Reisebeschreibungen, deren er einige gleich mitgebracht, und

mehrere noch nachkommen ließ, eifrig studirte. Selten ging er aus, und dann that er es gewöhnlich so insgeheim, daß ihn Westold nicht begleiten konnte. Auf solche Weise konnte weder sein körperlicher, noch sein Gemüths-Zustand besser werden.

Lange sann Westold vergeblich darüber nach, wie dem Unglücklichen wohl beizukommen, und durch welche Mittel er vielleicht aus seiner zerstörenden Verstimmung herauszureißen wäre. Unerwartet endlich fand sich von selbst ein solches Mittel, welches ihn auf eine wohlthätige Weise aufreizte, und wieder für andre, erheiternde Eindrücke empfänglich machte.

Der Frühling hatte angefangen, die Erde wieder aufs schönste zu schmücken. Wer hinausblickte ins Freie, ergötzte sich staunend an der ungewöhnlich schnellen und schönen Entwickelung des Pflanzenreichs; nur für Hastebeck hatte alle die grünende und blühende Herrlichkeit keinen Reiz, und er starrte mit finstern Blicken darüber hin, ohne etwas davon zu sehen. Aber in einer seiner schlaflosen Nächte wurde sein lebhafter Sinn für

das Große und Schöne in der Natur aus seinem tiefen Schlummer plötzlich wieder aufgeregt. — Eine Wärme, wie sie eigentlich nur dem Sommer gehört, hatte einen der ersten Maitage zu einem schwülen Gewittertage gemacht. Immer finstrer und drohender wurde der Abendhimmel. Um Mitternacht wurde auch der ruhigste Schläfer durch heftige Blitze und Donnerschläge aufgeschreckt. Hastebeck, ohne Hoffnung, wieder einschlummern zu können, verließ sein ruheloses Lager, warf sich in seine Kleider, stellte sich ans Fenster, und schaute und horchte mit Wohlgefallen in den wilden Aufruhr der Natur hinaus. Und nachdem kaum einige Minuten so vergangen waren, stürzte, unter fürchterlichem Krachen, aus der schwarzen Gewitterwolke ein großer Feuerklumpen nach dem Dache des hohen, gräflichen Schlosses hin, und an der ableitenden, eisernen Stange in den Erdboden hinab. — „Prachtvoll! prachtvoll!" rief Hastebeck, sobald der erste Eindruck des Schreckens vorüber war; und bald darauf setzte er hinzu: „Wer da unten gesessen hätte, der wäre alles Jammers auf einmal

entledigt gewesen!“ Seufzend starrte er mit noch geblendeten Augen in die Finsterniß hinaus nach einer Wiederholung des furchtbar-schönen Schauspiels.

Eine unruhige Bewegung wogte durchs ganze Haus und den Hof. Der alte Thorwärter begann ein Sterbelied zu plärren; der Verwalter befahl den Knechten, die Pferde anzuschirren; der Schäfer öffnete die knarrenden Thore des Schaafstalls; man schloß die Thür des Spritzenhauses auf; und Westold zerschlug sich mit dem Feuerstahl wieder einmal die Finger, um Licht zu erhalten, und war in Verzweiflung, daß das Kunststück ihm so wenig gelingen wollte, als der Köchin am Feuerheerde.

Ganz außer sich vor Unmuth und Beängstigung, stolperte er endlich in Hastebecks Zimmer, um Diesen um Hülfe zu bitten. Hastebeck aber schaute unverwandt nach dem Blitzableiter hin und sagte: „Gleich, gleich! Ich will es nur erst noch einmal einschlagen sehn. Aber ich bin im Feueranschlagen so ungeschickt, wie Du, zumal wenn das Feuerzeug nichts taugt.“

Das nahm Westold übel in der aufgeregten Stimmung, in welcher er eben war. Eifrig erwiederte er daher: „Ich nehme es im Feuer=Anschlagen gewiß mit Jedem auf, und ich will Den sehen, der mehr auf ein gutes Feuerzeug hält, als ich! aber es ist ein Unglück, was mich verfolgt, daß der Schwamm nie brennen will, wenn es gerade am nöthigsten ist!"

„Er ist, jetzt wenigstens, gescheiter, als Du!" antwortete Hastebeck. „Geht das Gewitter, ohne Schaden zu thun, vorüber: so kannst Du Dein Licht füglich sparen; und zündet ein Blitz: so kannst Du ja zehn tausend Lichter an einem einzigen, brennenden Stalle anstecken. Wozu also die unnütze Mühe?"

„Schäme Dich, so zu freveln!" sagte Westold unwillig, und ging nach der Thür, um anderwärts bessern Trost zu finden. Doch da trat Auguste, beide Kinder auf den Armen tragend, mit dem Verwalter ins Zimmer, der eine brennende Laterne in der Hand hielt. Gleich schlug Westold nun mit neuem Eifer auf den Feuerstein los, und nach wenigen Schlägen hielt

er Hastebecken den glimmenden Schwamm hin, um seine und seines Feuerzeugs Ehre zu retten. — „Siehst Du!“ sprach er — „sobald ich sehn kann, geht es; nur im Dunkeln will es mir immer nicht glücken.“ — Hierauf küßte er aufs herzlichste Augusten und die Kinder, und stellte ihrer Aller weiteres Geschick nun mit frommer Ergebenheit dem Himmel anheim.

Das Gewitter tobte noch eine Weile fort, ohne daß jedoch ein Blitz zündete, oder daß ein zweiter an der Ableitungsstange hinabfuhr; aber in Hastebecks Seele hatte jener erste den regen Sinn für das Malerisch-Schöne, und die alte Neigung, es künstlerisch nachzubilden, aufs neue entzündet. Noch ehe die Freunde sein Zimmer verließen, warf er schon in flüchtigen Umrissen aufs Papier, was er mit Pinsel und Farben späterhin ausführen wollte; und als er wieder allein war, stand er stundenlang am Fenster, gefesselt von dem Anblick, wie zwischen einem alten, gothisch verzierten Thurme und einer halb umgesunkenen Tanne der Mond aufging, und das zerrißne, dunkle Gewölk, das der Sturm in stetem

Wechsel vorüberführte, mit seinem schönsten Silberglanze bestreute. Auch von diesen höchst malerischen Gestaltungen warf Hastebeck in der Nacht noch leichte Entwürfe aufs Papier, und er brannte vor Verlangen, die Bilder zu malen, die aufs Lebendigste seine Einbildungskraft beschäftigten.

Sobald der Tag angebrochen war, eilte er in die nächste Stadt, um sich die nöthigen Geräthschaften zum Oel-Malen zu verschaffen; und sobald er Alles beisammen hatte, fing er an, mit jugendlich warmem, künstlerischem Eifer, erst eine Gewitter- und dann eine Mondschein-Landschaft zu malen; und ehe er diese noch vollendet hatte, schweifte er schon in manchen Zwischenstunden durch die wilden Felsenthäler bei Aarhorst, und jagte nach schönen Baum- und Felsen-Partieen zu neuen Bildern umher, wie der Jäger nach Fasanen und Rehen zu Festtagsmahlen.

„Nun ist er gerettet!“ verkündete Westold freudig Augusten, und mit zweifacher Theilnahme betrachteten Beide, was der begeisterte Freund auf Papier und Leinwand zauberte. Es

war unverkennbar, wie wohlthätig diese künstlerischen Beschäftigungen auf Hastebecks Körper= und Seelen=Zustand wirkten; doch jede, noch so leise, Berührung seiner Wunden warf ihn, auf kürzere oder längere Zeit, zurück in seine finstere Verstimmung.

„Glücklicher Mensch!" redete ihn Westold eines Tages bei seiner Arbeit an — „Welch eine unversiegbare Quelle des Vergnügens und des Trostes muß Deine schöne Kunst für Dich seyn!"

„Des Trostes?" fiel ihm Hastebeck ins Wort — „Nun ja! wenn man eben dabei vergißt, daß die Welt, in der man die Kunst treibt, eine Mördergrube ist: so kann sie einen, für den Augenblick wenigstens, recht glücklich machen! Aber was male ich denn anderes, als einzelne Fetzen eines bunten, hinfälligen Kleides, womit die Natur ihre Millionen Grabstätten überdeckt? Ist denn die ganze Erde etwas anderes, als ein unabsehbares, ewig gieriges Leichenfeld? Und ist jeder Baum und jedes Felsenstück nicht ein Trauerdenkmal für — Gott weiß, wie viele —

zerstörte Leben — von Menschen oder von Thieren — das macht keinen großen Unterschied, denn der Mensch ist in der Wirklichkeit nicht viel klüger, als das Thier, sondern nur in seiner Einbildung, auch in der Regel nicht besser, sondern böser, und nur im Gefühl seines Elends und seiner Nichtigkeit läuft er ihm den Rang ab!"

Und indem er dies gesagt hatte, fuhr er, in einer wilden Bewegung, mit dem Pinsel, den er eben in dunkle Farben, zur Ausmalung einer Felsengrotte, getaucht hatte, über den blauen Himmel und die grünen Bäume seines Bildes hin, warf ihn dann, zusammt der Palette, auf den Tisch, und stürmte zum Zimmer und zum Hofe hinaus, um sich den ganzen übrigen Theil des Tages nicht wieder sehen zu lassen.

Erschrocken starrte Westold das braune Zickzack des wilden Pinselstrichs an; und in der guten Absicht, den verderbenden Zeugen der unglücklichen Laune seines Freundes schnell zu vertilgen, ehe er auftrocknete, wollte er ihn mit einem reinen, in Oel getauchten Pinsel hinwegwischen; allein da die Farben des Himmels und der Bäume

ebenfalls frisch aufgetragen und noch nicht trocken waren: so verwischten sie sich aufs schlimmste durch einander, und jemehr er sich bemühte, das Verdorbene wieder gut zu machen, desto ärger verdarb er es nur.

Seine Unruhe hierüber wurde mit jeder Stunde größer. Hastebeck aber, als er das Unglück sah, schien es sehr gering zu achten; und sagte nichts dazu, als: „Du siehst: meine Bilder sind Tollköpfe, so gut, als ich. Laß uns unsre Launen und Flecken: sie werden sonst nur schlimmer."

Er stellte das Bild bei Seite, ohne wieder Hand daran zu legen, rührte auch Leinwand und Oelfarben nicht wieder an, sondern machte von jetzt an nur leichte Skizzen auf Papier, größtentheils gar nicht, oder doch nur sehr wenig kolorirt.

Als Westold hierüber sein Befremden äußerte, und ihn aufforderte, wieder in Oel zu malen, und sich Mühe zu geben, ein Meister zu werden, wie Claude Lorrain und Waterlo, erwiederte er ruhig: „Einer von Diesen werden zu wollen, das würde mir auch im Traume nicht

einfallen; allenfalls eine Art von Salvator Rosa könnte in mir stecken, wenigstens zieht meine Neigung mich nach seinen wilden Kompositionen noch am Meisten hin; aber schwerlich möchte mein Talent auch bis zu ihm hinauf reichen, und ich mag den Versuch dazu gar nicht weiter machen; sondern mein Streben ist jetzt nur, mein Auge in möglichst schneller Auffassung malerischer Gegenden zu üben, und mir, bei möglichster Treue, eine möglichst leichte Manier der Darstellung anzueignen, wie ich sie auf meinen Reisen brauchen werde, um in meiner Mappe bildlich aufzubewahren, was mir Malerisch-schönes in der Natur aufstoßen wird."

So kam er aufs Reisen überhaupt, und dann besonders aufs See-Reisen zu sprechen. Als er nun anfing, dies in seiner wilden, eigenthümlichen Herrlichkeit auszumalen, konnte Westold sich endlich einer gutgemeinten Abmahnung, die er lange auf dem Herzen gehabt hatte, nicht mehr enthalten. „Ach, Freund!" sprach er im liebreichsten Tone zu ihm — „bleib doch auf dem festen Lande, und geh nicht aufs Meer! Be-

denke doch, wie viele Meilen lang nur die Staaten unsers Monarchen sind! Wie große Reisen kann man nicht in diesen schon machen! Und genügen Dir diese nicht: nun so durchreise ganz Deutschland, von einem Ende zum andern! Lieber Himmel! schon das ist ja eine entsetzliche Reise! Und bist Du ganz reisetoll: barmherziger Gott! wie unermeßlich groß ist Europa! So geh nach Paris! nach Petersburg! nur nicht in die Türkei! Und doch zehnmal lieber will ich Dich sehn nach Constantinopel reisen, als übers Meer! Der Mensch hat keine Floßfedern und keine Schwimmhaut an den Füßen; sondern sie sind nur eingerichtet aufs Gehen: also gehört der Mensch auch nicht aufs Meer, sondern aufs feste Land! Ich werde nie wieder ruhig, wenn Du zu Schiffe gehst, denn ich seh' es voraus, und ich fühl' es an jedem Herzschlage schon jetzt, daß es dort schlecht abläuft mit Dir! Wer sich ohne Noth in die Gefahr begiebt, kommt leicht darin um!"

Doch je ängstlicher Westold abmahnte, desto heller blitzte es in Hastebecks Augen auf,

und bei den letzten, tragisch=prophetischen Worten des ängstlichen Freundes sprang er laut lachend vom Stuhle auf und im Zimmer hin und her. „Westold!“ rief er — „bist Du eine Kindermuhme geworden? Und meinst Du, Du willst mich in Furcht jagen durch die Gefährlichkeit einer Seereise? Das ist es ja eben, was mich am meisten anzieht dabei! Mit der Gefahr wächst für den Muthigen die Lust in jeder Art von Kampf, sey es im Duell, sey es in der Schlacht, oder bei einer Seereise. Sollte ich immer hinrudern auf einer glatten, oder nur wenig vom Zephir gekräuselten Fläche: wahrlich, so bliebe ich gleich auf dem Trocknen, oder ich kehrte wenigstens, sobald ich könnte, dahin zurück, denn das würde mir wenigen, kurzen Spaß machen. Aber ein sturmbewegtes Meer, ein immer wechselndes, wildes Aufsteigen und Umstürzen der schäumenden Wellen, die das hinfliegende Schiff jetzt einem Abgrunde entheben, und dann es wieder in einen geöffneten Todesrachen nach dem andern hinabzuziehen suchen — und im Sturmgeheule das Rufen und Schreien und Fluchen der entgegenkäm=

pfenden Matrosen — sieh, das muß eine Lust ohne Gleichen seyn, und nach der hat es mich hingezogen, seit ich die erste Beschreibung einer Seereise las! Glaub' mir: das Meer, das Meer ist mein Element; und ich wollte, mein Vater hätte mich aus Tertia gleich auf ein Schiff geschickt! Ein Seeman hätt' ich werden müssen, und von allen Reisen wäre eine Reise rings um die Welt mir die liebste gewesen! Gebe der Himmel nur, wenn ich endlich hinaus komme aufs Meer, daß ich es nicht unter meiner Erwartung finde, wie es mir schon mit manchem Andern in der Welt gegangen ist, sondern daß es mich in der Wirklichkeit ganz so großartig, so furchtbar schön und wild umschäumt, und umbraust, und umrast, wie ich mir es schon seit langer Zeit vorstelle! Ist das der Fall: Freund, so ist von allen Reisenden zu Lande und zu Meere keiner glücklicher, als ich!"

Westold schüttelte immer bedenklicher den Kopf, und wurde ganz tiefsinnig über diese seltsame Neigung seines Freundes, die der seinigen so ganz und gar entgegen gesetzt war. Haste-

beck aber schien seit diesem Gespräch aufs neue begeistert für seine großen Reisepläne, und eifriger, als jemals, betrieb er jetzt die mancherlei wissenschaftlichen und künstlerischen Vorbereitungen dazu. Durch nichts wollte er sich mehr stören lassen in der Verfolgung seines Zieles.

Hastebecks Geburtstag rückte heran. Westold und Auguste wünschten, einen heitern Festtag daraus zu machen; allein sobald Hastebeck dies merkte, erklärte er sich so ernstlich dagegen, daß sie ihm endlich mit Hand und Mund versprechen mußten, von jedem Versuche dieser Art gänzlich abzustehen. Selbst die Glückwünsche, womit sie ihn am Morgen jenes Tages begrüßen wollten, wies er zurück, indem er sagte, es wäre am Ende wohl besser gewesen, wenn er gar keinen Geburtstag hätte. Unbefangen erwiederte Auguste: „Ei, wenn Sie den

nicht hätten: so wären Sie ja gar nicht auf die Welt gekommen?“ Und finstern Blicks gab er zur Antwort: „So meinte ich es eben.“

Augusten that diese Aeußerung schmerzlich weh. Trotz ihres gegebenen Versprechens, konnte sie es sich nicht versagen, ein Paar kleine Kränze von Lebensbaum und einigen Frühlingsblumen zu winden, die sie auf die Köpfchen der Kinder legte. Sie, die kleine Marie auf dem Arme, Westold, den kleinen Herrmann, gingen sie dann in das Zimmer des Freundes, und hielten ihm die bekränzten, sonntäglich geputzten Kinder hin. Im ersten Augenblick wollte er schelten, weil das gegen ihre Verabredung sey; aber Auguste ließ ihm dazu keine Zeit, indem sie scherzend sagte, die Kinder wären an keine Versprechen gebunden, und auf diese dürfe er also nicht zürnen, daß sie ihm ein Paar Festkränze brächten. Und bei diesen Worten führte sie Mariens kleine Hand hinauf zum Kranze, hob ihn von dem blonden Köpfchen, und reichte ihn dem ernsten Freunde hin, daß es aussah, als ob das Kind es thäte. Westold ließ den kleinen

Herrmann mit seinem Kranze das nemliche Kunststück machen. Beide Kinder schauten dabei aus so hellen, freundlichen Augen um sich her, und Marie, als ob sie in den Scherz von selbst mit einginge, lächelte so unwiderstehlich hold, bald nach der Mutter, bald nach Hastebeck hin, daß er nicht unterlassen konnte, die Kränze anzunehmen, und beide Kinder dankend zu küssen. Und je länger er Beide, besonders Marien, betrachtete, desto mehr schmolz die angekünstelte Eishülle von seinem Herzen; mit jedem Pulsschlage war er wieder mehr und mehr der warm fühlende Mensch von ehemals, so daß er das Kind endlich der Mutter vom Arme nahm, und es mit den zärtlichsten Worten und Liebkosungen überschüttete. Mit jeder Sekunde schien sich seine Empfindung zu steigern. Bald drückte er das Kind an seine Lippen, bald hielt er es hoch vor sich hin, und hing an ihm mit liebevollen, freudetrunkenen Blicken. Plötzlich aber wurden sie trüb und trüber, ja sie schienen feucht werden zu wollen von einer Thräne. Endlich brach er in die Worte aus: „So ein Kind — so ein Kind —

so einen Engel von einem Kinde hatte ich auch! — Gott im Himmel! und ich habe es nicht mehr!" Und dann, mit schnell abgewendetem Gesicht, drückte er die Kleine wieder der Mutter in den Arm, und bat mit gebrochener Stimme, daß man ihm mit dem Anblick der beiden Kinder nicht länger das Herz zerreißen möchte. — So gereichte ihm abermals zum Schmerze, was ihn hatte aufheitern sollen, und betrübt gingen die Freunde von ihm hinweg.

Seit diesem Tage wurde es immer auffallender, wie der Anblick der Kinder, besonders Mariens, ihn immer finsterer verstimmte. Den kleinen Herrmann, ob er gleich schon sich recht erfreulich zu entwickeln begann, schien er am wenigsten zu beachten, oder vielmehr, ihn absichtlich nicht beachten zu wollen, ja er warf über ihn einmal die Aeußerung hin, der Junge hätte ganz wegbleiben sollen aus der Welt. Dagegen hefteten sich auf Marien oft unwillkührlich seine Blicke, und immer mit einem schweren Seufzer wendete er sie endlich wieder von ihr ab. Und als er beide Eltern einmal, in einer Gartenlaube,

in der vollen elterlichen Glückseligkeit mit ihr kosen sah, und von ihnen ihr Glück preisen hörte, brach er in die Worte aus: „Solches Glückes könnte auch ich mich freuen! Und ich bin betrogen darum! Ich habe es verschleudert, wie ein Wahnsinniger!“

Westold verschwendete vergebens die freundlichsten Zuredungen an ihn. Er blieb bei der Selbstanklage, daß er, wie ein Tollhäusler, mit seinem Lebensglück gewirthschaftet habe, und daß er selber der Mörder seines Friedens und seiner Freude sey. „Ich muß fort! fort!“ setzte er hinzu — „um auf wildem Meere und in fremden Welttheilen zu vergessen, was in der Heimath mich quält!“

Er fing an, ernstliche Anstalten zu seiner Abreise zu machen, ja er verfaßte sogar einen schriftlichen Aufsatz über die Vertheilung seines Vermögens nach seinem Tode, im Fall er von seiner Reise nicht zurückkehren würde, und er händigte Westolden dies Papier, versiegelt, zur Aufbewahrung ein. Außerdem aber wies er ihm noch eine ansehnliche Summe an, zur gänz=

lichen Erhaltung einer alten Tagelöhner-Wittwe, Namens Anna Werner, in einem benachbarten Dorfe, und zur Ausstattung und Unterstützung ihrer Tochter in einer nahe gelegenen, kleinen Stadt, wenn sie sich verheirathen, oder irgend in Noth kommen sollte. Er bat Westolden hierbei dringend, daß er Beide nie aus den Augen verlieren, aber dieses Geld ihnen immer auf eine Art möchte zukommen lassen, welche ihnen niemals den Geber verriethe.

Westold konnte eine kleine Frage der Neugier nicht unterdrücken, um zu erfahren, welche Bewandtniß es mit diesen Leuten habe? Schweigend aber, und sehr verfinsterten Blicks, schüttelte Hastebeck erst nur mit dem Kopfe, und sagte endlich nichts, als: „Laß uns davon abbrechen! Es betrifft eine unglückliche, böse Geschichte!“

Als sie am folgenden Tage zum Abendessen noch bei Tische saßen, trat der Jäger ins Zimmer, der bei dem Grafen in der Residenz gewesen war, und wegen einiger Einrichtungen, die im Schlosse besorgt werden sollten, eine Bestel-

lung zu machen hatte. — Höflich fragte Westold nach dem Befinden des Grafen und der Gräfin; und theilnehmend hörte er, daß die Gräfin, bei der Entbindung von einer Tochter, dem Tode sehr nahe gewesen, jetzt zwar um vieles besser, doch immer noch nicht außer Gefahr sey, besonders da sie vor ein Paar Tagen einen fast tödtlichen Schreck gehabt habe. Mit bitterm Tone fragte Hastebeck, ob der Herr Graf vielleicht ein wenig zu stark mit Champagner-Flaschen kanonirt habe? — „O nein!" antwortete der Jäger — „der Herr Graf waren gar nicht zu Hause, sondern bei einem General auf einem Balle gewesen, während beinahe das große Unglück geschehen wäre."

„Welches Unglück denn?" fuhr Westold fort zu fragen.

Die Amme habe im Schlafe das Kind fast erdrückt, erzählte der Jäger.

„Erdrückt?" schrie Hastebeck furchtbar auf — „Erdrückt? Was für ein Kind?"

„Das kleine Comteßchen!" erwiederte der Jäger, und fuhr fort, zu erzählen, daß die Frau

Gräfin nur durch einen glücklichen Zufall das nahe Unglück noch zur rechten Zeit entdeckt habe, daß das Kind schon ganz blau gewesen, und kaum ins Leben zurück zu rufen gewesen sey.

Mit dem schrecklichsten Entsetzen war Hastebeck von seinem Sitze aufgesprungen, und hatte den Stuhl hinter sich umgeworfen, ohne es zu bemerken; und wilden Blickes nach dem Erzähler hinstarrend, konnte er, mit beklommenem Athem, kaum die neuen Fragen heraus stoßen: „Lebt es auch noch? Ist es gerettet? Ist es auch frisch und gesund, wie vorher?"

Die ruhige, wiederholte Bejahung dieser Frage schien einen Stein von seiner Brust herabzuwälzen; doch der heftige Schreck, von dem er anfangs ergriffen war, schien alsbald in einen lebhaften Zorn überzugehen. „Wie leichtsinnig behandeln sie das Kind!" rief er aus — „Gott im Himmel! wenn das Kind erdrückt worden wäre!" Dann verstummte er vor Weinen.

Raschen Schritttes ging er zur Thüre hinaus und nach seinem Zimmer; und hoch erstaunt über die schreckliche Wirkung, welche die Erzäh-

lung des Jägers auf ihn gemacht hatte, sahen die Freunde ihm nach, und schüttelten seufzend die Köpfe, wie am Bette eines Gefährlichkranken. Der Jäger selbst zog sich betreten zurück.

Als späterhin Westold zu Hastebeck ins Zimmer trat, hatte Dieser eben einen Brief an den Grafen gesiegelt, und bat um die möglichst schnellste Beförderung desselben auf die Post. Westold versprach, daß das am nächsten Morgen sogleich durch einen Boten geschehen solle, und Hastebeck, der jetzt um Vieles ruhiger war, reichte ihm dankbar die Hand für dieses Versprechen.

Das machte Westolden Muth zu der Frage: „Aber, lieber Freund, wie konntest Du so ungeheuer, so über alle Maaßen ergriffen seyn und aufbrausen bei der Erzählung des Jägers? Wie soll ich mir nur Deine so übertriebene Theilnahme an dem gräflichen Kinde erklären?"

Hastebeck konnte einige Verwirrung, in die ihn diese Frage versetzte, nicht verbergen; doch bald gefaßt, erwiederte er: „An dem Leben dieses Kindes hängt gewaltig viel! Stirbt es eher,

als die Gräfin: so fällt das ungeheure Vermögen, das der Graf um theuern, schrecklich theuern Preis erheirathet hat, an ihre Verwandten zurück! die Gläubiger des Grafen sind dann betrogen, und er ist ein ganz verlorner Mensch!" — Hierauf brach er das Gespräch ab, und auf seine Versicherung, daß er müde sey, und sich zeitig niederlegen wolle, entfernte sich Westold von ihm, ohne weitere, lästige Fragen.

Lange nachher aber hörte Westold ihn noch in seinem Zimmer auf- und abgehen, und am frühen Morgen trat er Westolden ganz und gar reisefertig entgegen, und bat ihn um Pferde und Wagen bis zur nächsten Poststation, aber nicht in der Richtung nach dem Meere hin, sondern wieder nach der Residenz, wo er hergekommen war. Er sagte, daß ihn eine dringende Angelegenheit erst noch einmal dorthin zurückrufe; sobald dieses beendet sey, werde er seine große Reise antreten. Den Brief an den Grafen nahm er, als nun unnütz geworden, zurück. —

Es war ein stürmisches, kaltes Wetter, und er schien nicht wohl zu seyn. Auguste wollte

ihn daher durchaus nicht reisen lassen; doch keine Vorstellung und keine Bitte konnte ihn bewegen, auch nur einen halben Tag noch länger zu bleiben.

Eine unverkennbare, innere Unruhe trieb ihn unaufhaltsam hinweg; er ließ nicht nach mit Gegenbitten, bis Westold in den Hof hinunter rief, daß ein Wagen angespannt werden solle.

Sobald dies geschehen und der Koffer darauf gepackt war, griff Hastebeck nach seinem Hute, und reichte dann Westolden und Augusten zum Abschiede, mit einem ernsten, festen Blicke, die Hand. Beide waren in der schmerzlichsten Bewegung, Beide wollten dem theuern Freunde noch das Herzlichste, wozu sie sich getrieben fühlten, in Worten und Umarmungen ausdrücken; aber er ließ sie dazu nicht kommen; er riß sich gewaltsam von ihnen los, und eilte so schnell nach dem Wagen, daß sie ihm nicht nachkommen konnten; und stumm, fast ohne einen Rückblick nach ihnen, fuhr er davon.

„Heißt das ein Abschied auf Leben und Tod?“ klagte Auguste bei der Rückkehr in's

Zimmer. „Wie leicht kann es seyn, daß wir ihn nie wiedersehn! und ohne ein herzliches Wort ist er davon gegangen! ohne auch nur eins hören zu wollen! Ist das recht? Ist das freundschaftlich?“

„Unfreundschaftlich ist es gewiß nicht von ihm gemeint!“ antwortete Westold. „Er mag das Abschiednehmen überhaupt nicht leiden, und wenn er am bewegtesten ist, gerade am allerwenigsten. Das ist seine Weise nun einmal so. Wenn sie der meinigen auch nicht zusagt: so kann ich sie wenigstens nicht übel deuten.“

Er hielt ein Weilchen inne; aber mit einem schweren Seufzer und höchst niedergeschlagenem Tone fuhr er dann fort: „Wenn nur übrigens Alles mit ihm wäre, wie es seyn sollte! Wenn er nur nicht nach außen so verschlossen — nicht innerlich in seinem ganzen Wesen so zerstört wäre! — Verträgt sich solche hartnäckige Verschlossenheit mit alter, treuer Freundschaft? Setzt eine solche innere Unruhe — ach, wie schwer wird mir das auszusprechen! — nicht ein schrecklich belastetes Gewissen voraus? Was hat er

gethan — was hat er verbrochen, das ihn dem Herzen seines Freundes, das ihn seinem sonstigen Frohsinne so traurig entfremdet? Kann ich ihn noch meinen Freund nennen, der seit langer Zeit schon so stumm neben mir stand? Darf ich Den als Menschen noch achten, dessen Bewußtseyn sich mir so schuldbelastet gezeigt hat?"

Er verstummte mit thränendem Auge. Furchtbar lastete die herzzerreißende Befürchtung auf ihm, daß er über kurz oder lang durch irgend eine böse Nachricht, welche den Schlüssel zu dem unerklärlichen, verstörten Wesen seines, ihm schon halb entfremdeten, Freundes gäbe, werde erschreckt werden. Er zitterte vor dem Bösen, was er erfahren würde, und in manchem stillen Gebete flehte er zu Gott, daß es nur nichts Unwürdiges seyn möge, denn diesen Schmerz zu ertragen, traute er selbst sich nicht Muth und Kraft genug zu.

Mitten in diesen niederschlagenden Betrachtungen erinnerte er sich des Auftrags von Hastebeck, für die Erhaltung der alten Anna Werner und die etwa nöthige Unterstützung ihrer

Tochter zu sorgen. Es erschien ihm als eine heilige Pflicht, sich dieses Auftrags recht bald zu entledigen, wenn er auch von dem dazu angewiesenen Gelde noch nichts erhoben hatte. Am ersten Tage, da er Zeit dazu hatte, fuhr er daher nach den bezeichneten Orten, um jene Personen aufzusuchen, und mit eignen Augen zu sehen, was sie bedürfen, und wie sie am zweckmäßigsten zu unterstützen seyn möchten.

An der Anna Werner fand er eine alte, schwache, unfreundliche Frau. Als er sie nach ihrer Lage zu befragen anfing, prahlte sie, daß sie hohe, vornehme Freunde in Menge habe, die große Stücke auf sie hielten, und es ihr an nichts fehlen ließen, so daß sie, wenn sie sonst Lust dazu hätte, alle Tage herrlich und in Freuden leben, und sich in Sammt und Seide kleiden könnte, so gut, wie ihre bildschöne Tochter. Da sie aber endlich hörte, daß der Unbekannte, der vor ihr stand, den Auftrag habe, für ihre bisherige, monatliche Unterstützung Sorge zu tragen, begann sie plötzlich zu klagen, daß sie oft Mangel leide, und kaum wisse, wo sie einen Bissen Brod her-

nehmen solle. Nach genauerer Untersuchung fand Westold, daß die Wahrheit zwischen ihren beiden Aussagen grade in der Mitte lag, und daß die Unterstützung, welche sein Freund ihr zukommen ließ, ihren Bedürfnissen und Verhältnissen vollkommen angemessen war. Auf seine ernstliche Ermahnung, daß sie künftig weder albern prahlen, noch undankbar klagen solle, fing sie plötzlich an zu weinen, und entschuldigte sich mit der Schwachheit ihres Kopfes, woran das Herzeleid über ihre Kinder Schuld sey. „Baue nur Keiner auf Kinder!" war der Denkspruch, den sie fast in jeder Minute mit grollendem Tone wiederholte.

Westold fragte sie, ob sie denn, außer ihrer Tochter Catharine, noch mehr Kinder habe? Ihre Antwort war, sie habe noch einen Sohn gehabt, in der heiligen Taufe Gottfried, vom ganzen Dorfe aber gewöhnlich Störenfried genannt, weil er, von Kindesbeinen an, ein toller, zänkischer Junge gewesen sey; der Vater habe aber viel auf ihn gehalten, und immer gemeint, daß aus dem einmal ein rechter Kerl

werden müsse; er sey dann auch sehr schnell in die Höhe geschossen, so daß er sich schon im achtzehnten Jahre habe bücken müssen, wenn er durch die Thüre gegangen sey; da habe es dann nicht fehlen können, daß er frühzeitig unter die Soldaten gesteckt, und weil er gut lesen und schreiben gelernt, bald Gefreiter und dann Unteroffizier geworden sey; und zuletzt setzte sie sehr wohlgefällig hinzu: wenn er am Leben geblieben wäre, würde er es gewiß noch bis zum Feldwebel gebracht haben.

„Und Der ist todt?“ fuhr Westold fort zu fragen. Und die Alte fuhr fort zu erzählen von ihrem großen Gottfried, daß er, als ein pfiffiger, brauchbarer Kerl, mit einem vornehmen Offizier weit, weit in die Welt hinaus habe auf Werbung gehen müssen, daß er auf diesem Posten als ein rechtschaffener Soldat für seinen König eine Menge der schönsten Rekruten zusammengefischt, aber von einem solchen Halunken, einem lockern Gesellen, dem er bei einem Glase Wein schon das Handgeld glücklich in die Tasche und den Soldatenhut auf den Kopf practicirt, auf der Stelle todt geschlagen sey; darüber habe der

Vater sich zu Tode gegrämt, und noch auf dem Sterbebette geschworen, daß sein Gottfried gewiß noch würde Feldwebel geworden seyn, wenn er nicht vor der Zeit hätte ins Gras beißen müssen — sie aber bleibe dabei, es müsse Keiner auf Kinder bauen, denn ehe man es sich versähe, wären sie aus der Art geschlagen, oder todt, wenn man auch alle Hände über ihnen ausgebreitet gehabt habe.

Auf Westolds Frage, ob ihre Tochter Catharine denn aus der Art geschlagen sey, und was sie hierunter verstehe, antwortete sie erst ganz erbittert: „Bekümmert sie sich denn wohl um mich? Ist es ihr nicht einerlei, ob ich lebe, oder ob ich umkomme? Folgt sie wohl irgend einem Menschen, seit ihr Bruder todt ist, der ihr immer den Daumen aufs Auge drückte, und sie manchmal abwalkte, wenn sie heimlich auf den Tanzboden gelaufen, oder wenn sonst etwas vorgefallen war?"

Als Westold nun aber weiter nach der Tochter forschen wollte, änderte die Alte plötzlich die Sprache, lobte die Tochter über die Maaßen,

sagte, daß sie das hübscheste Mädchen nicht allein im Dorfe, sondern auch weit und breit gewesen sey, daß sie mehr als einen Fähndrich und manchen noch vornehmern Herrn hätte zum Manne bekommen können, wenn sie nur hätte Ja sagen wollen; und daß sie jetzt eben wieder einen Bräutigam von hohem Stande habe, welcher durchaus nicht wolle, daß sie sich fernerhin als Dienstmädchen vermiethe, und der sie mit den prächtigsten Kleidern ausstaffirt habe, wie eine Edeldame.

Westold freute sich sehr über die Nachricht von Catharinens naher Versorgung durch eine vortheilhafte Heirath, und sagte, daß er für diesen Fall den Auftrag habe, eine anständige Ausstattung zu besorgen. Da nickte die Alte ihm freundlich grinsend zu, und mit einem widerlichen Tone, der schalkhaft seyn sollte, versicherte sie, daß sie schon merke, von was für einem schmucken, lieben Herrn dieser Auftrag komme. Und als Westold, aus Furcht, daß das Incognito seines Freundes gefährdet werden könne, zu der Nothlüge griff, daß eine alte, fromme Dame

diese Großmuth ausüben wolle, gab sie, noch schalkhafter, als vorher, zur Antwort: „Ganz recht! Ich verstehe es schon! Eine alte Dame mit Stiefeln und Spornen, und mit einem Degen unter der Saloppe! Ja, ja! so war er des Abends manchmal zu ihr geschlichen, daß ihn Niemand erkennen solle; und weil sie noch ein junges, dummes und schüchternes Ding war, und sich vor ihm fürchtete: so versprach er ihr anfangs heilig, daß er sie heirathen wolle, und nachmals wenigstens, daß er sie ausstatten werde, wie eine Prinzessin, wenn sie einen Andern heirathete. Na, so mag er dann nur tüchtig herausrücken, der lose Schelm! Wir kennen ihn schon!"

Westold erblaßte und verstummte bei dieser schalkhaften Rede der Alten, und, jeden Augenblick befürchtend, daß sie den Namen seines Freundes laut ausschreien werde, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er ihr augenblickliches Stillschweigen gebot, und die ernsthafte Drohung hinzusetzte, daß weder sie noch ihre Tochter jemals einen Heller weiter bekommen werde,

wenn sie gegen ihn, oder gegen irgend Jemanden jemals wieder so albernes Geschwätz triebe.

Hierauf erhob aber die Alte ihre Stimme noch ungleich lauter, als zuvor, indem sie betheuerte, kein Mensch in der Welt solle ihr das Reden verbieten, und der gottesvergessene Bösewicht, der ihr unschuldiges Kind so schändlicher Weise belogen und betrogen habe, müsse sie fortwährend erhalten, wie er es bis jetzt gethan, und ihrer Tochter müsse er eine Ausstattung geben, so prächtig, als sie es nur verlangen werde, und wenn das nicht nächstens geschähe, damit das arme Ding endlich eine ehrliche Frau werde: so wolle sie selbst mit ihrer Krücke in die Residenz humpeln, und dort vor einem großen General, der auf ihr Cathrinchen große Stücken halte, einen Fußfall thun, und nicht ruhen, bis der verruchte Mensch Geld über Geld gezahlt, und zum öffentlichen Scandal an den Pranger gestellt sey.

Gänzlich verzweifelnd an dem glücklichen Ausgange eines ferneren Wettkampfes mit einer solchen Rednerin, ja fürchtend, daß er mit jedem weiteren Worte das Uebel nur ärger machen werde,

zog sich Westold ganz still zurück, achtete des kreischenden Nachrufens der Alten nicht, und schüttelte den Staub von seinen Füßen, als er ihre Hütte hinter sich hatte.

So bitter auch, nach diesem Auftritte, seine Verstimmung über den erhaltenen Auftrag war, so blieb er doch bei dem Vorsatze, ihn nach bestem Wissen und Gewissen auszurichten; aber mit wahrem Schaam-Erröthen über die unglückliche Verirrung seines Freundes, schlug er die Hände zusammen, und rief ein Mal nach dem andern aus: „Was für eine böse, böse Geschichte!" —

Mit schwerem Herzen fuhr er nach der Stadt, in welcher Catharine sich aufhalten sollte. Nach und nach lebte indessen die Hoffnung in ihm auf, daß Diese vernünftiger und von besseren Sitten seyn werde, als die Mutter, weil er des festen Glaubens war, daß in dem schönen Körper auch eine schöne Seele wohnen müsse. Er rechnete also mit Zuversicht darauf, durch sie auf die rohe, gemeine Mutter wirken zu können, so daß Alles friedlich und anständig abgethan werden könne.

Höchst erwünscht war ihm die Länge des Weges, den er, bis hin zu ihrem Wohnorte, zurück zu legen hatte, weil er dadurch Zeit gewann, sich wieder diejenige ganz ruhige Stimmung und Haltung zu eigen zu machen, welche er nöthig zu haben glaubte, um das schöne Mädchen mit aller ihr schuldigen Schonung und Zartheit zu behandeln. Noch lange zuvor, ehe er an's Stadtthor kam, war er daher schon vollkommen mit sich einig, nicht nur, wie er sie begrüßen, anreden, und die Unterhandlung mit ihr einleiten, sondern diese auch geschickt fortführen und beendigen wollte, um sich sowohl ihr, als auch ihres Bräutigams Vertrauen — im Fall er auch dessen Bekanntschaft machen würde — zu erwerben.

Als er in den Gasthof gelangt war, fand es sich aber, daß er sich mit seiner ganzen Vorbereitung eine durchaus unnütze Mühe gegeben hatte, indem die Catharine Werner schon seit einiger Zeit wieder ausgewandert war, ohne daß Jemand wußte, wohin; ja bei näheren Erkundigungen nach ihrer Persönlichkeit und ihrem geführten Lebenswandel, ergab es sich unwider=

sprechlich, daß die schönen Reden, welche er an sie hatte richten wollen, bei ihr gar schlecht angebracht gewesen wären. Alle Aussagen über sie stimmten nemlich auf's Vollkommenste darin überein, daß sie nicht nur keinen Bräutigam habe, sondern auch wohl schwerlich einen bekommen werde, weil sie eine höchst schaamlose, lüderliche Dirne sey, die man, ohne ihr Unrecht zu thun, zu dem heillosesten Auswurf ihres Geschlechts zählen müsse.

Westold schauderte zurück vor dem Bilde, das man ihm von der Catharine Werner entwarf. Gar zu gern hätte er sich eingebildet, sie sey eine ganz andere Person, als Die, welche er suchte; doch leider mußte er sich sagen, daß dies unmöglich sey. — Mit tiefer Betrübniß setzte er sich in den Wagen, um nach Aarhorst zurück zu fahren. Es war ihm ein furchtbarer Gedanke, daß sein Freund, mehr oder weniger, das moralische Verderben dieses Geschöpfes könne verschuldet haben, und mit den düstersten Farben malte er sich den qualvollen Seelenzustand desselben aus, wenn ein solcher Vorwurf, wie er nach

allen Umständen kaum bezweifeln konnte, auf seinem Gewissen lastete. Doch so streng er auch das vermeintliche Vergehen Hastebecks verabscheute: so empfand er doch ungleich mehr Mitleid, als Unwillen gegen ihn; und damit der Unglückliche nicht in Augustens Meinung sinken möge, nahm er sich vor, die ganze, unglückliche Geschichte vor ihr auf das Sorgfältigste zu verbergen.

Zu sehr indessen mit sich uneins, wie er, unter so unerwarteten Umständen, sich weiter in Absicht seiner beiden Pflegebefohlnen benehmen solle, und in der Hoffnung, daß Hastebeck das feste Land noch nicht verlassen haben werde, fragte er Diesen in einem ängstlich schonenden Briefe um nähere Vorschriften, und addressirte den Brief an den Kaufmann, der Hastebecks Geldangelegenheiten besorgte, mit der beigefügten Bitte, ihn eiligst nach dem Hafen zu übersenden, wo der unglückliche Reisende sich einschiffen werde.

Westold fürchtete, daß er vielleicht erst nach mehreren Wochen werde eine Antwort erhalten können; sehr groß war daher sein Erstaunen,

als er schon mit umgehender Post einen Brief von dem weit entfernt geglaubten Freunde erhielt, worin ihm dieser schrieb:

„Der Mensch denkt, und Gott lenkt! — Statt nach einem andern Welttheile, bin ich für's erste nur in das Haus des Grafen gezogen! Meine Reise ist aufgeschoben, wenigstens auf ein Jahr, vielleicht auf zwei — kurz, ich weiß nicht, auf wie lange. Schiltst Du mich einen Narren: ich muß es mir gefallen lassen! Ich selbst schelte mich mitunter so! Aber ich kann nicht anders. —

Mit den beiden Weibsbildern brauchst Du Dich nicht weiter zu befassen; ich kann es nun selbst. Die Alte ist unklug, und die Tochter scheint durchaus ins Verderben rennen zu wollen. Ich glaube, Keiner, K e i n e r hätte sie davon zurück halten können! Das soll mein Trost seyn, wenn auch i c h es nicht kann!

Grüße und küsse Deine Frau und Deine Kinder in meinem Namen! Und halte sie fest, fest, fest in Deinen Armen!

H a s t e b e c k.“

Die letzten Zeilen waren doppelt und dreifach unterstrichen. — Westold war, wie aus den Wolken gefallen, beim Lesen dieses Briefes. Unerklärlich war ihm Hastebecks Thun und Wesen. — „Was soll ich von ihm denken?“ sagte er zu sich selbst — „Ist er unschuldig an dem Verderben des Mädchens? Oder ist er ein Gewissenloser, der ohne Reue neben einer Unglücklichen hinschreitet, die er in den Staub warf? — Und erst ein so unaufhaltbares Streben nach dem Meere hinaus, und dann auf einmal der Beschluß, die lange ersehnte Reise wenigstens auf Jahr und Tag noch aufzugeben! Und statt dessen zieht er in's Haus des Grafen, von dem er mindestens oft höchst zweideutig sprach! — Die Seele eines Freundes soll ein offenes Buch seyn, worin man ungehindert lesen kann, was darin geschrieben steht; aber die Seele dieses Freundes ist ein Buch voller Geheimnisse und Räthsel, und mit sieben Siegeln verschlossen, um mir jeden freien Einblick zu verwehren! Ist das — ist das auch ein Freund? ein wahrer, ein echter Freund?“

Als er so zu sich selbst gesprochen hatte, entdeckte er erst auf der Rückseite des Briefes noch eine flüchtige Nachschrift, welche also lautete:

„Noch eins! Endlich hat auch die Gräfin Deinen Contract unterzeichnet! Glück zu! Nun ist Deine Lage gesichert, auch wenn sie sterben sollte! Ich athme nun noch einmal so frei, als zuvor!“

Es war Westolden, als sollte diese kleine Nachschrift die beschämende Antwort auf sein vorheriges Selbstgespräch seyn, denn sie war ihm ein neuer Beweis von Hastebecks warmer, freundschaftlicher Theilnahme an seinem Geschick. — „Wenn ich ihn auch nicht immer verstehe:“ schloß er sein Selbstgespräch — „so will ich wenigstens nicht irre werden an ihm, sondern dem Freunde vertrauen, als Freund.“

Aus diesen, theils niederschlagenden, theils wohlthuenden, Betrachtungen wurde Westold plötzlich durch die unerwartete Nachricht von dem Tode des Schulmeisters aufgeregt, so daß er auf lange Zeit fast nur mit der Sorge für dessen Hinterbliebene beschäftigt war.

Bei der Leiche dieses armen Familienvaters weinten sechs Kinder, von denen vier noch gänzlich unversorgt und hülfsbedürftig waren. Für zwei derselben konnten nahe Verwandte sorgen, und thaten es endlich auf Westolds Anmahnungen auch. Lenchen hoffte, sich als Dienstmädchen irgendwo ihr Brodt zu erwerben; aber eins von den vieren blieb dann doch noch unversorgt; und Alle schluchzten in tiefer Betrübniß über Den, welcher hülflos übrig bleiben müsse, und sahen in banger Erwartung der verhängnißvollen Entscheidung aus dem Munde der beiden reichen Vettern entgegen, die unter ihnen wählen und so die Schicksals-Loose vertheilen sollten.

Da trat Wessold, freundlichen Blicks und mitleidigen Herzens, zwischen die Weinenden, reichte liebreich Einem nach dem Andern die Hand, sagte Jedem ein frommes, tröstliches Wort, und nachdem er sie, der Reihe nach, aufmerksam betrachtet hatte: das bildschöne Lenchen, zwei andere, ebenfalls sehr wohlgebildete Knaben, und den Jüngsten von Allen, den blassen, blatternarbigen und kränklichen Lebrecht: da blieben auf Diesem, dem Unansehnlichsten von Allen, seine Blicke endlich haften, ihr Ausdruck wurde immer väterlich-liebreicher, und, des Knaben beide Hände fassend, sagte er dann zu ihm: „Dich will ich mit mir nehmen, lieber Lebrecht; und wenn Du fromm und fleißig bist, Dich nicht verlassen, bis Du Dir einmal selbst Dein Brodt erwerben kannst.“ — Und zu Lenchen gewendet, fuhr er dann fort: „Auch Du sollst mit mir kommen, gutes Lenchen, und unter der Obhut meiner Frau bleiben, bis sich ein anderes, anständiges Unterkommen für Dich findet, das Dir vielleicht lieber, oder nützlicher ist.“

So war die Noth aller vier Waisen auf einmal geendet, und ihre Kummer-Thränen waren in Freuden- und Dankes-Thränen verwandelt. Ihre Blödigkeit verschloß ihnen zwar fast gänzlich den Mund; aber ihre Blicke und Mienen drückten desto sprechender ihre frohen, guten Gefühle und Vorsätze aus. Auch als sie endlich von einander Abschied nahmen, geschah es nur mit wenigen, einfachen Worten; doch man sah, daß Jedes das Andere herzlich lieb hatte, und daß Keines noch etwas von dem Zwiste wußte, den es vielleicht noch gestern oder heute mit dem Andern gehabt, oder von der Narbe, die Einer vom Andern, im jähzornigen Kampfe, zum Andenken fürs ganze Leben erhalten hatte. „So ist's recht!" sagte Westold — „So ist die echte, kindliche Geschwisterliebe. Sie zürnt leicht; aber sie versöhnt sich auch eben so leicht. Sie achtet, im Guten und im Bösen, gleich wenig auf Das, was sie giebt, wie auf Das, was sie empfängt. Darum ist ihre Rechnung immer ausgeglichen, ohne daß sie auf Vergeltung des Guten hofft, oder das Böse mit dauerndem Zorne straft." —

Lenchen und Lebrecht wurden auch von Augusten liebreich empfangen, und sie gab ihnen freundlich, wie Westold es wünschte, Sitz und Stimme mit an ihrem Tische, als ob es ihre eigenen Kinder wären. In einer stillen Abendstunde aber, als Westold sie unbefangen fragte, ob sie sich des neuen Zuwachses an ihrem Tische nicht freue, erwiederte sie ihm offenherzig, daß dies an sich wohl nicht der Fall sey, da ihre Verpflichtungen, ihre Sorgen und ihr Aufwand hierdurch nicht unbedeutend vermehrt würden, daß sie jedoch seinen Wünschen hierin gern nachgebe, wenn der Himmel ihnen nur Wohlstand genug verleihe, außer ihrer Marie und dem Herrmann, auch noch zwei ganz fremde Waisen zu nähren, zu kleiden, und weiterhin zu versorgen.

„Liebe Auguste," sagte Westold hierauf, mit mild überredendem Tone — „nenne die armen verwaisten Kinder nicht fremd! Jede hülfsbedürftige Waise hat, nach meiner Meinung, ein heiliges Recht des Anspruchs an den nächsten Nachbar, der sie ernähren kann, wie die Natur

jede schwache, rankende Pflanze an den nächsten Baum, der sie halten kann, verwiesen hat, ohne daß der Baum erst fragen darf, ob die kleine Pflanze auch wohl seines Geschlechtes sey? Eigentlich sollte es gar nicht nöthig seyn, große, besondere Waisenhäuser anzulegen, wie zum Beispiel in Halle der fromme August Herrmann Franke that; sondern jedes Haus eines wohlhabenden Mannes sollte ein natürliches kleines Waisenhaus für die nächsten, hülfsbedürftigen Kinder seyn! Es jammert mich sehr, daß es so nicht ist! Ich werde die ganze Welt zu diesem meinem Glauben auch nicht bekehren können; allein für meine Person will ich ihn wenigstens durch die That bekräftigen, soviel mir der Himmel Gelegenheit und Kräfte dazu giebt. Und Du, liebe Auguste, wirst mit mir gewiß hierin gleich gesinnet seyn, und nicht etwa fürchten, daß es uns an Brodt für unsre Pflegkinder fehlen werde. Wo viel Kinder sind, ist viel Segen, wie ein altes Sprüchwort sagt. Uns aber hat der Himmel den Segen von unsern Feldern schon voraus gegeben: laß uns ihn also den armen Kindern nicht

vorenthalten, die eben eines Theils davon bedürftig sind!"

„O nein! nein!" sagte Auguste, mit fortgerissen von dem Strome seiner menschenfreundlichen Beredtsamkeit. „Möge der Himmel uns vor jeder Art von Hartherzigkeit und Geiz bewahren! Ich bin gern geneigt, Deines Glaubens zu seyn, und wenn es auch die ganze Welt nicht wäre. Auch wird Lenchen uns sehr nützlich seyn bei der Aufsicht über die beiden Kleinen. Sie hat einen heitern und freundlichen Sinn, und die Kinder werden sich gewiß bald an sie gewöhnen; ja sie scheinen schon jetzt mit Vergnügen hin zu horchen, wenn sie ihnen mit ihrer hübschen Stimme ein Liedchen vorsingt. Aber daß Du aus den drei Knaben, zwischen denen Du die Wahl hattest, grade den Lebrecht heraus griffest, das wundert mich. Jeder von den andern Beiden wäre mir ungleich lieber gewesen, als Dieser, der so dumm und stumm dasitzt, wie ein Taubstummer, und an dem auch gar nichts Hübsches und Einnehmendes ist! Selbst sein Name ist häßlich."

„Ich hoffe,“ gab Westold ruhig zur Antwort. „Du wirst, bei näherer Prüfung, auch darüber mit mir einverstanden seyn, daß ich gerade den Lebrecht für Deine mütterliche Pflege auswählte, da er vor allen seinen Geschwistern eine recht gute Mutter — so eine, wie Du bist — am meisten bedarf. Sieh, liebe Auguste, die schönen, die geistreichen, die liebenswürdigen Kinder finden ihr Unterkommen gar leicht, denn ein günstiges Geschick hat ihnen einen Empfehlungsbrief auf die Stirn geschrieben, der Jeden für sie besticht. Solche Kinder zu sich zu nehmen, ist oft ein sehr geringes Verdienst, da man es leicht mehr um seinet- als um ihretwillen thut, und durch einen solchen Akt der Wohlthätigkeit mehr empfängt, als giebt. Aber der armen häßlichen, stumpfsinnigen, unliebenswürdigen Kinder sich liebevoll anzunehmen — das ist verdienstlich, ist christlich, und menschlich im höheren Sinne des Worts. Was können solche arme Kinder dafür, daß die Natur sie so stiefmütterlich ausstattete? Ist es nicht sündlich und grausam, deshalb an ihnen, die der Theilnahme

so sehr bedürfen, theilnahmlos vorüber zu gehn, und das Unrecht, was die Natur, mit ihrem falsch gerichteten, blinden Bildungstriebe, bewußtlos ihnen anthat, durch eine Geringschätzung und Lieblosigkeit, deren man sich bewußt ist, noch zu vermehren? Sollten, im Gegentheil, gute Menschen, echte Christen es sich nicht zur Pflicht machen, die armen Verwahrlosten mit ihrem Geschick, so viel es möglich ist, zu versöhnen, und aus dem verschüchterten, unglücklichen Geschöpf ein lebensfroheres zu bilden? Je mehr die Natur ein unschuldiges Kind verwahrloste, desto heiliger sind seine Rechte an die Liebe und das thätige Mitleid der Menschen. Ach, ich wollte, ich hätte die Gabe, blinde und taubstumme Kinder zu unterrichten und zu erziehen! Wie glücklich würde mich das machen, trotz der großen Mühseligkeit eines solchen Unternehmens! Solcher unglücklicher Kinder Lehrer — die sind es, vor allen Andern, von denen in der Bibel steht: sie werden leuchten, wie des Himmels Glanz; denn sie schaffen die armen Geschöpfe erst zu Menschen um, und machen, daß dem Blinden

in seiner langen, äußeren Nacht ein inneres, schönes Licht aufgeht, und daß in der Brust des Taubstummen eine Aeols-Harfe schöner und heiliger Gefühle erklingt. O, Auguste, auf solchem Wege baut man sich am Sichersten eine Stufe in den Himmel hinein!"

Er konnte vor Bewegung nicht weiter sprechen, und stand auf, doch ohne die Absicht, hinweg zu gehn. Auguste aber glaubte das, und rief ihm zu: „O, geh nicht hinweg, lieber Westold, ohne mir zu vergeben, daß ich vorhin so lieblos sprach, und hilf mir, so gut werden, wie Du es bist! Und dem armen Lebrecht will ich eine zärtliche Mutter seyn, als ob er schön, wie ein Engel, wäre: das gelobe ich Dir mit Hand und mit Mund!"

Freudig drückte Westold sie an seine Brust, und küßte mit dankbarer Innigkeit die Lippen, die dies schöne Angelöbniß aussprachen. Sie hatten einander nie herzlicher geachtet und geliebt, als in diesem schönen Augenblicke.

Und aus der Umarmung ihres Gatten eilte Auguste in Lebrechts Schlafkammer, der

sich eben niedergelegt und sein Abendgebet verrichtet hatte. Liebreich bog sie sich über ihn hin, streichelte ihm die bleichen, welken Wangen, und sagte ihm, daß sie seine treue Mutter seyn wolle. Und wie der überraschte Knabe sie mit seinen blassen, aber ehrlichen Augen so dankbar ansah, und sie freudig anlächelte, aber auch im Lächeln noch den Ausdruck einer leidenvollen Schwäche in seinen Mienen behielt: da wurde ihr Herz von dem allerinnigsten Mitleid ergriffen, und eine Thräne fiel aus ihrem Auge nieder auf seine klopfende Brust, und mit einem mütterlich-zärtlichen Kusse besiegelte sie, was sie ihm versprochen hatte. Und als sie ihm schon eine gute Nacht gewünscht, und noch einmal zum Abschiede die Hand gegeben hatte, fiel es ihr auf, daß er etwas niedrig mit seinem Kopfe lag; und, sich innerlich Vorwürfe machend, daß sie sein Lager so kärglich ausgestattet, eilte sie hinweg, ihm noch ein Kopfkissen zu holen, und legte es ihm dann sorgsam unter den Kopf, wie es eine zärtliche Mutter ihrem geliebtesten Kinde thut.

Mit einem guten Bewußtseyn kehrte sie dann zu ihrem Gatten zurück, und sagte: „Lieber Westold, ich bin vollkommen versöhnt mit Deiner Wahl. Ob der Knabe Verstand hat, weiß ich zwar noch nicht, denn ich habe noch nichts, als wenige, einzelne Worte von ihm gehört; aber daß er gut und ehrlich, und nicht ohne Gefühl ist, das habe ich in seinen Augen, wenn sie gleich nichts weniger, als schön sind, gelesen. Auch zweifle ich an der Herstellung seiner Gesundheit nicht. Reinere Luft, und nahrhaftere Kost, als seines Vaters enge Schulstube und kärgliche Küche ihm gewähren konnten, sollen ihn hoffentlich bald stärken, und ihm ein frischeres Ansehen geben.“

„Und sein wachsendes Vertrauen zu uns“ setzte Westold hinzu — „wird dem armen, blöden Knaben endlich schon die Zunge lösen. Laß uns ihn nur mit Freundlichkeit und Milde behandeln, und wenn er fehlt, nicht zu streng seyn! Und auch mit seinem Namen wirst Du Dich allmählich versöhnen, denn wenn er gleich ein wenig altmodisch ist, und nicht so schön klingen

mag, als mancher neumodische Roman-Name: so hat er doch einen recht schönen Sinn; denn lebe recht! soll doch heißen: lebe, wie es sich gehört — wie Du es vor Gott und Menschen verantworten kannst! Ich meine, ein Name, der einem das fleißig ins Gedächtniß ruft, ist ein ganz vortrefflicher Name!"

„Ach ja! ja!" erwiederte Auguste — „Ich gebe Dir gern auch hierin Recht. Und nichts, gar nichts mehr ist mir an dem Knaben zuwider; ja ich danke Dir jetzt dafür, daß Du ihn gerade auswähltest, und in unser Haus brachtest!" —

So lös'te sich die Abneigung, die sie, nach dem ersten Eindrucke, gegen den armen Knaben empfand, in das allerreinste Wohlwollen auf. Und daß dieses nicht eine vorübergehende, oder gar blos angekünstelte Aufwallung war, das bestätigte sich in ihrem Benehmen gegen ihn, je länger er in ihrem Hause war, immer mehr; ja Westold fand in der Folge manchmal Veranlassung, sie zu warnen, den Knaben nicht, aus übergroßer Sorgfalt, zu verzärteln und zu ver-

ziehn. Ihrer Beider Vorhersagungen aber, daß seine Gesundheit sich bessern, und seine Zunge sich lösen werde, trafen, zu ihrer großen Freude, vollkommen ein. Er bekam nach und nach ein immer blühenderes Ansehen, wurde gesprächig, ohne vorlaut zu seyn; und mit seinem zunehmenden körperlichen Wohlseyn und froherem Muthe entwickelten sich auch seine Verstandeskräfte auf eine erfreuliche Weise. Kurz, er wurde ein immer würdigeres und theureres Glied in dem kleinen Familienkreise; und die Liebe zu ihm, die anfangs nur aus dem menschenfreundlichen Mitleiden mit seiner Hülfsbedürftigkeit entsprang, wurde nach und nach immer ehrenvoller für ihn, als gerechte Anerkennung seiner guten Eigenschaften und seiner liebevollen, treuen Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter.

Auch Lenchen machte ihren Pflegeeltern durch das sittsamste Betragen und die dankbarste Dienstfertigkeit recht viele Freude; nur hörte sie, noch ehe ein Jahr verging, schon auf, ihre Hausgenossin zu seyn. Bernhard nemlich, der junge Müllerbursche, legte vor Lenchen und ih-

ren Pflegeeltern das Geständniß ab, daß er schon in der Knabenzeit recht gut schreiben gelernt, daß er aber Lenchen seit langer Zeit sehr lieb gehabt, und nur, um sie täglich zu sehen, und um dahinter zu kommen, ob sie nicht Storks Braut sey, bei ihrem Vater Schreibstunde genommen habe. Nun Stork verschollen war, bewarb er sich eifrig um Lenchens Hand, und sobald sie ihn ihrer gegenseitigen Neigung versichert hatte, erklärte er sich bereit, nach der Residenz zu reisen, und den Grafen um die Aufseher-Stelle in der Aarhorster Mühle, welche erledigt werden sollte, zu bitten. Da gedachte Westold der wiederholten Aufforderung Hastebecks, sich nur an ihn zu wenden, wenn dem Grafen ein Wunsch oder eine Bitte vorgetragen werden solle. Er gab dem schüchternen Bernhard also einen Brief an Hastebeck mit, worin er Diesem die Angelegenheit des Müllers aufs Dringendste empfahl. Und der Erfolg war über Erwartung erwünscht. Der glückliche Bräutigam brachte einen Erbpachts-Vertrag mit, der nicht nur ihm und Lenchen, sondern auch ihren Kindern und Kindeskindern,

bei Fleiß und guter Wirthschaft, eine höchst erwünschte Lage sicherte.

Lenchen erhielt nun an Bernhard einen sehr rechtlichen und thätigen Gatten, und sie wurde eine eben so gute Gattin und Hausfrau und Mutter. Beide hatten einander herzlich lieb, und sie lebten eine ziemliche Reihe von Jahren in fast ununterbrochener, häuslicher Ruhe und Zufriedenheit, bis späterhin ein weit greifendes, böses Geschick auch sie nicht unberührt ließ.

Sobald Lenchen die Schwierigkeiten der ersten Einrichtung ihres Geschäfts überwunden sah, erbot sie sich, ihren Bruder Lebrecht zu sich zu nehmen, und für sein weiteres Fortkommen zu sorgen. Westold überließ Augusten die Entscheidung; allein Dieser war der Knabe, dessen glückliche Genesung von langer Kränklichkeit sie als ihr Werk ansehen konnte, hierdurch so lieb geworden, daß sie ihn nicht von sich lassen wollte. Westold freute sich dessen aufs Innigste, und die beiden Geschwister erkannten Augustens mütterliche Gesinnung aufs Dankbarste; aber am Lebhaftesten war und blieb doch

Lenchens Verehrung gegen Westold, als den Retter ihres Seelenfriedens; und je glücklicher sie sich an Bernhards Seite fühlte, desto mehr schauderte sie vor der Gefahr zurück, in welche die Verirrung mit dem schmählichen Stork sie früher gebracht hatte.

In einem sehr herzlichen Briefe hatte Westold seinem Freunde für die wohlthätige Dienstfertigkeit gedankt, mit der er auch Bernhards und Lenchens glückliche Lage gegründet hatte. Er erhielt keine Antwort darauf, denn Hastebeck war, wenn er nicht einen besondern Anstoß dazu hatte, ein sehr unordentlicher Briefschreiber. Westold, der das wußte, rechnete ihm daher auch sein Stillschweigen nicht übel an, und wurde dadurch nicht irre an seiner Freundschaft.

Als ein Monat nach dem andern vergangen war, hoffte Westold auch gar nicht mehr auf

eine Antwort. Um so froher wurde er daher überrascht, als endlich ein starker Brief mit Hastebecks Handschrift ankam, angefangen im Angesicht des Rheinfalles bei Schafhausen, und beendigt und zur Post gegeben in Zürich. Mehrere Blätter waren mit begeisterten Schilderungen erhabener Naturscenen gefüllt. In wenigen Zeilen erzählte er dann, daß er die schöne Reise mit der gräflichen Familie angetreten habe, mit dem Grafen allein aber fortsetzen werde, während die Gräfin nebst Kind und Dienerschaft, gemeinschaftlich mit einer befreundeten Familie, zur Wiederherstellung ihrer erschütterten Gesundheit, ein Landhaus am Züricher See bewohnen wolle. Jauchzend verkündigte er, daß er mit dem Grafen ganz Italien bis an die äußerste Spitze von Sicilien durchstreifen werde, daß er also fürs erste nicht die Nordsee und den atlantischen Ocean, wohl aber das Adriatische und das Mittelländische Meer sehen und beschiffen werde. Mit einem gewichtigen Schwure versprach er, daß das erste Glas Wein, was er auf einem Schiffs-Verdeck und am Krater des Aetna an die Lippen bringen

werde, auf ihre beiderseitige Freundschaft geleert werden solle. Und am Schlusse des Briefes setzte er noch vertraulich hinzu, daß er in Sicilien den Grafen wahrscheinlich verlassen, und einen Abstecher nach einer und der andern griechischen Insel machen, und von da aus vielleicht ein Paar egyptischen Pyramiden und den Katarakten des Nils einen Besuch abstatten werde, daher er seine frühere Bitte in Absicht der alten Wittwe des Tagelöhners Werner und ihrer lüderlichen Tochter wieder erneuerte, und ihm außerdem noch ein Paar Aufträge, welche seine Vermögensverhältnisse betrafen, ertheilte.

Noch war Westolds Seele lebhaft mit dem Inhalte dieses Briefs beschäftigt, als er, zu seiner großen Verwunderung, schon einen zweiten erhielt, der folgenden Inhalts war:

„Unterlaß nur Alles, um was ich Dich neulich bat! Ich kann schon wieder selbst dafür sorgen. — Nur einen einzigen, freudetrunkenen Blick habe ich in den Garten von Ober-Italien gethan! Da faßte mich, wie mit Zaubermacht, eine hypochondrische Grille, der ich nicht widerste-

hen konnte, und zog mich plötzlich wieder rückwärts auf meiner wunderschönen Reisebahn. Der Graf verfolgt sie nun allein; ich aber begleite die Gräfin nach Deutschland zurück. Sie meint, daß die Luft in der Schweiz, die aller Welt zusagt, ihr nicht zusage. Wir gehen wahrscheinlich auf ihre Güter in Polen. Aus bloßem Vorurtheil oder Eigensinn will sie nicht nach Aarhorst. Ich denke aber, ich berede sie mit der Zeit noch hierzu. Sorge nur, daß der Gärtner den Garten recht gut im Stande erhält! Laß in die englischen Parthieen hier und da ein Urnchen und ein Altärchen mit einem empfindsamen Inschriftchen hinklecken! Das ist Wasser auf ihre Mühle! Und wo ein altes Wappen ist, das laß frisch überpinseln! — — Aber, Sapperment! bin ich nicht selber zum Pinsel geworden? Welch eine Instruction! Wahrlich, der Teufel führt mich am Narrenseil! Meine schöne, schöne Reise aufzugeben — eine Tollheit, eine Tollheit ist es! aber freilich eine menschliche! Ich kann mich ihr nicht entschlagen!"

Ort und Tag, da der Brief geschrieben war, fehlten, wie gewöhnlich; und eben so wenig fand sich eine Angabe, wohin eine Antwort zu addressiren wäre. Westold, der an Geschäfts-Ordnung gewöhnt war, mochte ein solches Versehen überhaupt nicht leiden; und doppelt unangenehm war es ihm bei diesem Briefe, weil er die Hoffnung, daß die Gräfin, und mit ihr der räthselhafte, theure Freund, bald nach Aarhorst kommen könne, sehr lebhaft ergriff, und wegen der Verschönerung der englischen Garten-Parthieen noch einige ausführlichere Vorschriften zu erhalten wünschte. In dieser Bedrängniß nahm er seine Zuflucht zu seinem Nachbar Haßler, der freilich ein guter Pomolog, aber nichts weniger, als ein Kunstkenner, war. Dieser empfahl ihm einen ehrbaren Töpfermeister in der Stadt, der gar zierliche, altmodisch geschnörkelte, Dinger verfertigte, die er Urnen nannte, und mit denen er seine glasurten Stubenöfen zu krönen pflegte. Mit Diesem nahm der unerfahrne Westold nun Abrede; und ehe ein Monat verstrichen war, standen ein halbes Dutzend Altärchen und Urn-

chen, deren Fußgestelle achteckig waren, nach dem Muster des Windthurms von Athen, symmetrisch auf ein Paar Rasenplätzen aufgestellt; Alles, um sehr mäßigen Preis, höchst mühsam aus gelben Ofen-Kacheln und Gesimsen zusammengesetzt und verkittet; und der ehrsame Töpfermeister schwur Stein und Bein, daß ihm das nicht leicht Einer nachmachen werde, und daß er mit Haus und Hof dafür stehe, seine Glasur sey unverwüstlich, und könne jede Feuer- und Wasser-Probe bestehn.

Nach langer, verständiger Wahl wurden alsdann passende Sentenzen angeschrieben, und so wurde dann, wie Westold meinte, dem ästhetischen Sinne der Gräfin volle Genüge gethan. Und da auch schon die alten Wappen am großen Hofthor und am Haupt-Portal des alten Schlosses von einem kunsterfahrnen Maurer mit allerlei grellen Farben bestrichen waren, so daß sie überaus hell und freundlich aus dem alten, grauen Mauerwerk hervorstrahlten: so war Westold hoch erfreut, Alles glücklich vollbracht zu

haben, und sah der Ankunft der Gräfin und seines Freundes um desto froher entgegen.

Doch ein Monat und ein Jahr nach dem andern ging hin, und immer blieb diese Hoffnung unerfüllt! Westold brach in manche Klage gegen Augusten aus, ehe er sich still darein ergeben konnte, den theuren Freund seines Herzens nicht von Zeit zu Zeit bei sich sehn, und gastfreundschaftlich bewirthen zu können. Je glücklicher Alles in seiner Bewirthschaftung des Gutes und in seinem Familienkreise von statten ging, desto mehr sehnte er sich danach, den Gründer seines jetzigen Lebensglücks auch zum Zeugen desselben zu machen. Aber mehrere Jahre vergingen, ehe diese Freude ihm wieder werden sollte.

Doch dies war nur die kleinere Probe der Geduld, auf welche das Schicksal ihn stellte. Die ungleich größere mußte er in Absicht seiner Sehnsucht nach einer Anstellung als Prediger bestehn. Es wurde zwar bald genug auf einem andern Gute der Gräfin eine Pfarre erledigt; allein bei dieser fand schon eine ältere Anwart-

schaft statt; und der Pfarrer in Aarhorst, ein unwürdiger, hagerer Geizhals von etwa funfzig Jahren, genoß, troß seiner Unwürdigkeit und Hagerkeit, eine sehr dauerhafte Gesundheit. —

Es gehörte daher ganz die schwärmerische Glut frommer Begeisterung, welche Westolds Seele durchdrang, dazu, um ihn nicht lau werden zu lassen in dem Streben nach seinem höheren Ziele. Leicht hätte dies geschehen können, durch die Vortrefflichkeit der Lage, in welcher er sich als Pachter von Aarhorst befand. Sein Geschäft wurde ihm lieber, je mehr Kenntniß er darin erlangte; und es versetzte ihn nach und nach in einen Wohlstand, der seine eigentlichen Ansprüche an äußeres Glück weit überstieg. Zwar blieb er einfach, wie er es sonst gewesen war, in seiner Lebensweise; er gewöhnte sich nicht an neue, kostbare Bedürfnisse, und nimmer wurden Vornehmthuerei und Schwelgerei einheimisch in seinem Hause; aber seiner Frau gestattete er gern die Einrichtung eines hübschen Putzzimmers; und Menschen und Thieren in seinem Hause und auf seinem Hofe gönnte er eben so gern, so weit es

möglich war, ein behagliches Wohlseyn. Es wurde zuvorkommende Gastfreundschaft bewiesen gegen Jeden, der über seine Schwelle trat: gegen den armen Boten, der einen Brief brachte, wie gegen den wohlhabenden Nachbar, der ihn mit seinem Besuche erfreute; auch liefen Augusten im Hofe die Hühner, im Dorfe die Pathchen entgegen, und eifrig füllte sie Wäschschrank und Räucherkammer, und immer hielt sie einen Nothpfennig in Bereitschaft, um Dem und Jenem eine heimliche Freude bereiten, oder fremder Noth gleich selbst abhelfen zu können, wenn etwa ihr Mann nicht zugegen war — — Alles, Alles, wie Hastebeck ihm, bei seinem ersten Besuche in Aarhorst, das Leben und Weben auf einem gesegneten Pachthofe geschildert hatte. Kurz, sein sogenanntes Fegefeuer war für ihn ein vollkommen behaglicher Zustand geworden, und Tausende würden es für einen höchst wünschenswerthen Himmel auf Erden erklärt haben; denn er hätte nicht blos ein wohlhabender, er hätte ein reicher Mann werden können, wenn er alle Vortheile, die sich ihm darboten, hätte gewinn=

süchtig benutzen wollen, und wenn er seinen Ueberfluß, statt ihn aufzuhäufen, nicht oft mit vollen Händen an Hülfsbedürftige ausgestreut hätte. Viele tadelten ihn deshalb; Vielen war er ein Gegenstand des Neides; ihm aber war und blieb — bei allem Dankgefühl für die Rettung aus seiner vorigen, traurigen Lage — sein jetziges Geschäft doch nur ein Umweg — wenn auch ein sehr anmuthiger — nach seinem wahren, heiligen Ziele; er machte Hastebecks Hoffnung, daß er über der Annehmlichkeit seines Fegefeuers den ersehnten Himmel wohl vergessen werde, gänzlich zu Schanden; und bis ins reifere männliche Alter hinein blieb die endliche Erfüllung seiner jugendlichen, schwärmerischen Sehnsucht sein unvertilgbarer, inniger Wunsch. —

Unterdessen wuchsen seine Tochter Marie und sein Pflegesohn Herrmann immer fröhlicher heran. Beide waren sehr liebenswürdige Kinder, aber höchst verschieden von einander durch äußere und innere Eigenthümlichkeit: Marie, ein blauäugiges, blondes Mädchen, von einer Sanftmuth und Frömmigkeit, daß man die

Tochter Westolds keinen Augenblick in ihr verkennen konnte; dagegen Herrmann, ein dunkelgelockter, schwarzäugiger Knabe, voll Geist und Leben in jeder Miene und Bewegung, bei dem schon im frühesten Alter der kecke Muth oft zum Uebermuth ward. Doch so sehr Westold auch in Marien sein körperliches und geistiges Ebenbild erkennen und lieben mußte, und so sehr die Natur, die sich in Herrmann entfaltete, auch von der seinigen abwich, ja ihn oft unwillig, oft höchst besorgt um ihn machte: so wuchs der Knabe, in welchem er schon die theure, unvergeßliche Schwester lieben mußte, doch immer fester in sein Herz hinein; ja die Aengstlichkeit, mit der ihn oft die Waghalsigkeit des Knaben erfüllte, erhöhte noch seine Theilnahme an ihm, und nicht selten, wenn er am unwilligsten gegen ihn gewesen war, drückte er ihn, überrascht und versöhnt durch ein treffendes Wort, aufs Herzlichste an seine Brust.

Es machte ihm Freude, in seinen Erholungsstunden von Beiden der Lehrer zu seyn, wie er es auch von dem stillen, verständigen Lebrecht

war; doch da er, bei dem fortschreitenden Alter der Kinder, neben seinen vielen Wirthschaftsgeschäften nicht Alles mehr zu leisten im Stande war, nahm er zwar einen geschickten jungen Mann als Lehrer in sein Haus, allein er selbst behielt sich den Unterricht in Religions- und Sittenlehre vor, weil hierin kein Anderer ihm genügend vom Herzen zum Herzen sprach, und nach wie vor blieb die Erziehung der Kinder sein Hauptgeschäft. —

Nach jahrelanger Unterbrechung war sein Briefwechsel mit Hastebeck, der sich noch bei der Gräfin in Polen aufhielt, wieder ein Mal aufs neue angeknüpft, und mit warmer Lebendigkeit schilderte er ihm die Eigenthümlichkeiten seiner Tochter und seiner beiden Pflegesöhne, und sein Leben und Lehren mit ihnen. Kaum war indessen der Brief auf die Post gegeben: so gereute es ihn, gerade hiervon dem unglücklichen Freunde, der Frau und Kind mit einem Schlage verloren hatte, so viel geschrieben zu haben, weil er meinte, daß er die Wunde des armen, kinderlosen Wittwers dadurch aufs neue aufreißen

werde. Doch, zu seiner größten Ueberraschung, erhielt er eine Antwort, welche fast nichts als ein Rückhall seiner väterlich frohen Herzensergießungen war, nur Alles kürzer, kräftiger, mitunter etwas sonderbar, ausgedrückt, wie es Hastebecks Art und Weise war. Es schrieb ihm Dieser nemlich, daß auch er ein Kindes-Narr geworden sey, indem seine Haupt-Thätigkeit und Sorge sich ebenfalls um ein Kind drehe, das er obenein, als ein gräfliches, mit ganz besonders saubern Fingern anzugreifen habe, so daß er manchmal darüber lachen, manchmal fast des Teufels werden möge. Begeistert setzte er aber hinzu, daß Seraphine ein schönes, heiteres, und tief fühlendes Mädchen sey, wie er sonst noch keines gesehen, daß er sich anfangs zwar über ihren romanhaften Namen geärgert, aber auch mit diesem sich längst versöhnt habe, weil sie wirklich eine Art von Engel in Menschengestalt sey. Am Schlusse versicherte er noch, er werde nicht ruhen, bis er die Gräfin dahin gebracht habe, nach Deutschland zurück zu kehren, und einige Zeit in Aarhorst zu verweilen, damit

er dem treuen Freunde seinen kleinen Abgott zeigen könne.

Westold war aufs Innigste erfreut über diesen Brief. — „O, nun ist Alles gut!" rief er Augusten zu — „Er wird zu uns kommen! und er wird endlich wieder, als ein heitrer, glücklicher Mensch, in Reihe und Glied mit uns stehen! Er hat aufs neue etwas lieben gelernt! Er liebt ein Kind! ein unschuldiges Kind! Die Natur behauptet ihre alten, heiligen Rechte auch an ihm! Es feiert sein Herz den alten, schönen Triumph über seinen widerspenstigen Kopf, und über den finstern Groll, der seit langer Zeit in ihm spukte!"

Endlich erschien in Aarhorst die Gräfin mit Seraphinen, mit einer französischen Erzieherin derselben, und mit einer armen, verwittweten Jugendfreundin, die seit einigen Jahren ihre

Gesellschafterin, und jetzt Seraphinens Musiklehrerin war. Außerdem war eine ansehnliche Dienerschaft in ihrer Begleitung, und so war das alte, lange verödet gewesene Schloß mit einem Male wieder bevölkert, wenn auch eben nicht freudig belebt.

Die Gräfin, nicht allein von höchst zartem, schwächlichem Körper, sondern auch in der Regel von düsterer, krankhaft gereizter Seelenstimmung, hielt ihre Umgebungen fast ununterbrochen in einer ängstlichen, beklemmenden Stille befangen. Selbst der freundliche Engel Seraphine glich mit seiner angebornen Fröhlichkeit größtentheils einer Psyche mit gebundenen Flügeln, und ihre Jugendzeit war verdüstert, wie eine schöne Frühlingslandschaft, welcher ein zwischentretender, dunkler Mond den hellen Sonnenschein entzieht.

Nicht allein Westolds Kinder, sondern auch er selbst und Auguste fühlten sich vom ersten Augenblick an, der Gräfin gegenüber, sehr verlegen, wenn sie gleich wiederholt versicherten, daß sie eine vortreffliche Dame zu seyn scheine, Westold auch bald aus einigen ihrer Aeußerun-

gen schloß, daß sie ungewöhnlich religiösen Sinnes seyn müsse, was seine Hochachtung gegen sie ungemein steigerte. Aber nur zu bald fühlten sich Alle, ungeachtet ihrer größten Bescheidenheit und Aufmerksamkeit, in eine solche Ferne von der Gräfin und ihren nächsten Umgebungen zurückgedrückt, daß es war, als hätte sich eine tiefe Kluft zwischen dem großen Schlosse und der kleinen Pachterwohnung aufgethan. Alles in dieser befand sich in einer unangenehmen Spannung.

Erst als Hastebeck nach einigen Tagen eintraf, kehrte ein froheres Leben bei Alt und Jung zurück. Nahm er gleich seine Wohnung in dem Schlosse, um ganz als ein Glied des dortigen Kreises zu leben: so gehörte er doch noch mit ganzem Herzen den alten Freunden an, und brachte einen großen Theil jedes Tages bei ihnen zu. Seine gesellschaftliche Form war, bei dem jahrelangen Umgange mit der Gräfin, etwas abgeschliffner geworden, allein seine Offenheit und Biederkeit hatten dabei nichts verloren, und seine ursprüngliche Heiterkeit war jetzt weit seltener, als bei seinen letzten Besuchen, getrübt.

Als die Herzen der alten Freunde sich genügend über sich selbst und dazwischen auch über Seraphinens hinreißende Liebenswürdigkeit ausgesprochen hatten, konnte es nicht fehlen, daß auch die Gräfin der Gegenstand eines längeren Gesprächs zwischen ihnen wurde. Westold meinte, sie müsse, trotz ihrer übrigen Vortrefflichkeit, wohl einen hohen Grad von Adelstolz besitzen, denn in ihrem Thun und Wesen sey etwas so sehr Entfernendes gegen ihn und die Seinigen, daß Keiner von ihnen es, ohne ganz besondere Veranlassung, wagen werde, sich ihr wieder zu nähern.

„So ists recht!“ erwiederte Hastebeck — „Haltet Euch Alle fern von ihr, damit Ihr ja nicht zudringlich erscheint, oder Euch etwas gegen sie vergebt, denn dem Vornehmern gegenüber muß man am Allersorgfältigsten sein Recht und seine Ehre zu bewahren suchen! Uebrigens haltet sie nicht für schlimmer, als sie ist! Legt ihr Ansichten und Formen, an die sie, von ihrer frühsten Jugend auf, gewöhnt ist, ja die sie fast mit der Muttermilch hat einsaugen müssen, nicht allzu

übel aus! Wir Alle, auf ihrer Stelle geboren und erzogen, würden es vermuthlich machen, wie sie es macht. Und Du vor Allen, Westold, mußt wissen, daß nicht Jedermann ein solcher Ausbund von Bescheidenheit und christlicher Milde seyn kann, als Du es bist!"

Das aber verschwieg er, aus Schonung, dem Freunde, daß die Gräfin ihn schon seit Jahren, wegen seiner Prediger-Grille, für einen Thoren, und seit ihrem ersten Spatziergange im Garten, wegen der glasurten Urnchen und Altärchen, für einen Einfaltspinsel hielt. — Beim Erblicken dieser lächerlichen, architektonischen Sündenböcke, hatte sie die Hände zusammengeschlagen vor ästhetischem Schrecken und Abscheu; und ein rascher Befehl zur gänzlichen Vertilgung dieser unglücklichen Zierrathen wollte schon über ihre Lippen fliegen, als ihr einfiel, daß Hastebeck sie erst noch sehen, belachen, und selbst mit zur Zerstörung verdammen solle. Als Hastebeck aber das närrische Zeug, wie er es nannte, in Gesellschaft der Gräfin sah, lachte er zwar

mehrmals laut auf; allein mit ernsthafter Miene erklärte er bald nachher, daß es hart seyn würde, den dienstfertigen Bau-Herrn dieser lächerlichen Gestaltungen durch ein mißbilligendes Zerstören derselben zu beschämen; und als die Gräfin ihr beleidigtes Kunstgefühl, als seine Schülerin in der Landschafts-Malerei, geltend machen wollte, erklärte er den ganzen Schloßgarten, mitten in der Umgebung einer so großen, malerischen Natur, für eine recht arge, ästhetische Narrheit, bei der es auf ein Paar lächerliche Zuthaten mehr oder weniger nicht ankomme. — Auf diese Weise brachte er es dahin, daß die närrischen Kunststücke seines Freundes unangerührt blieben, aber die Gräfin betrat jenen Theil des Gartens nicht wieder; und als sie obenein noch die Entdeckung machte, daß auch bei der Anfärbung der alten steinernen Wappen über dem Hofthore und der Schloßthüre, durch Auftragung falscher Farben, sehr arge heraldische Schnitzer gemacht worden waren: so nahm das Vorurtheil, was sie gegen Westold gefaßt hatte, eher zu, als ab. Die

Kluft zwischen beiden Häusern wurde immer größer.

Am meisten hierbei zu bedauern waren die Kinder, besonders Seraphine. Mochte sie noch so viel kostbares Spielwerk, mochte sie auch zehnmal mehr und zehnmal schönere Kleider haben, als die Nachbarkinder gegen ihr über: so mußte sie diese doch, so oft sie eins am Fenster oder über den Hof springen sah, um ihr fröhliches Zusammenleben und Scherzen und Spielen beneiden; und fortwährend sehnte sie sich hin zu ihnen, und nimmer wollte sie es begreifen lernen, daß es sich — wie ihre Erzieherin ihr vorpredigte — für sie nicht schicke, sich ihres Lebens und ihrer Jugend zu freuen, wie die Pachterkinder, oder der sanften Marie es zu sagen, wie gut sie ihr, ohne jemals ein Wort mit ihr gesprochen zu haben,

schon durch das bloße Zunicken durch die Fensterscheiben geworden sey.

Diese Predigten der Erzieherin konnten von keiner Wirkung bei Seraphinen seyn, nicht allein, weil sie ihrer Neigung und ihren Wünschen durchaus nicht zusagten, sondern auch weil Hastebeck, an welchem Seraphine mit wahrhaft kindlicher Liebe hing, ihr wiederholt grade das Gegentheil vorpredigte. Es war nemlich ein Hauptziel seines Strebens bei der Erziehung Seraphinens, ihren Blick auf Menschen und Menschenleben frei von jeder vorgefaßten Meinung zu erhalten, und jedem Keim von adligem Stolz und Vorurtheil, der ihr eingeimpft werden sollte, mit allen Waffen überlegener Beredtsamkeit, die ihm zu Gebote standen, entgegen zu arbeiten. Und besonders seit sie in Aarhorst waren, wiederholte er ihr bei jeder schicklichen Gelegenheit, es gebe ihr nicht den mindesten Werth, daß sie die Tochter einer Gräfin, und in Sammt und Seide gekleidet sey, und sie dürfe sich über die Kinder des Pachters, wenn sie auch, aus besondern, zufälligen Gründen, für jetzt, oder auch für

immer, keinen Umgang mit ihnen haben solle, in thörichter Einbildung doch durchaus nicht erheben.

Westold, der auf einem Spatziergange einmal zufällig solche Lehren mit anhörte, erschrak nicht allein darüber, als über etwas Gefährliches in Beziehung auf das Verhältniß seines Freundes zu der gräflichen Familie, sondern mißbilligte sie auch, als ungehörig, ja ungerecht, nach dem Ausspruche der Bibel: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!" welchen er auch auf die Standes-Vorrechte einer Gräfin angewendet wissen wollte. Als er indessen Hastebecken unter vier Augen seine Unvorsichtigkeit und sein Unrecht begreiflich machen wollte, schüttelte dieser mit dem Kopfe, und brach das Gespräch rasch mit den Worten ab: „Laß mich! Ich weiß wohl, was ich thue."

Westolds Prophezeiung, daß seines Freundes Ketzereien über kurz oder lang zu den Ohren der Gräfin gelangen und ihr unfehlbar mißfallen würden, ging nur zu bald in Erfüllung. Die französische Erzieherin war dahinter gekom-

men, und hielt es für eine verdienstliche Pflicht, die Gräfin davon in Kenntniß zu setzen, und ihren Schutz gegen solche böse Einwirkungen auf Seraphinen in Anspruch zu nehmen, da sie selbst sich an den großen deutschen Bären nicht wagte.

Als die Gräfin aber, nach ziemlich langem, verlegenem Zögern, endlich ernsthaft ansetzte, diesen Gegenstand mit ihm zu besprechen, und er ihr, zur Rechtfertigung seines Verfahrens, unter anderm auch sagte, daß Seraphine vielleicht einmal ihr Glück mehr in der Liebe eines Bürgerlichen, als eines Barons oder Grafen finden könne: da überzog ihr sonst so blasses, feines Gesicht eine plötzliche Röthe, und sie war, vor großer, innerer Verwirrung, nicht im Stande, ihm etwas zu erwiedern. Sie flüchtete in ein anstoßendes Kabinet; er hörte, daß sie weinte; und voll Erstaunen fragte er sich selbst, was das bedeute?

Er hatte keine Antwort, oder er wollte keine Antwort hierauf haben. Aber mit bedenklichem Kopfschütteln ging er still hinweg; und als ihm Westold bald nachher auf dem Hofe begegnete,

und ihn nach der Ursach seiner auffallenden Verstimmung fragte, gab er zur Antwort: „Asmodi gönnt mir nirgends eine ruhige Stätte! Meines Bleibens wird hier wohl nicht lange mehr seyn.“

Doch Asmodi schien das nicht zu wollen. — Ehe noch Hastebeck und die Gräfin nach jenem Gespräch sich wieder sahen, und ehe noch Jeder mit sich einig darüber geworden war, wie er vor dem Andern die frühere Unbefangenheit, scheinbar wenigstens, behaupten wolle, ereignete sich ein Zufall, der, bei aller seiner Gefährlichkeit, doch das Gute hatte, daß er ihrer augenblicklichen Verlegenheit ein schnelles Ende machte, indem er ihren Empfindungen zunächst eine andere, unruhige Richtung gab.

Indem Hastebeck die Schloßtreppe hinabeilen wollte, um sich im Freien zu zerstreuen, hing sich Seraphine an seine Hand, und bat ihn, sie mitzunehmen auf seinem Spatziergange. Aber er war in der Stimmung, allein seyn zu wollen, und es war zum ersten Male, daß er seinem Lieblinge eine solche Bitte abschlug. Bei

den Gedanken, die eben seinen Kopf durchkreuzten, konnte es für einen Versuch gelten, die Nähe des holden Kindes entbehren zu lernen.

Seraphine hüpfte hierauf zu der Gräfin, die eben ihre Augen getrocknet hatte, und schmeichelte dieser alsbald den Entschluß zu einem Besuche des Gartens ab. Hier erzählte Seraphine, daß Hastebeck ihre Bitte zurückgewiesen, weil er habe allein seyn wollen. Stumm hinhorchend nach diesem Geschwätz, fühlte die Gräfin, daß ein stilles, ungestörtes Alleinseyn in dieser verrätherischen Stunde auch ihr Bedürfniß sey. „Springe ein wenig für Dich allein umher!" sagte sie freundlich, indem sie Seraphinens Hand losließ; und einsam ging sie, durch die schattigsten Gänge, ohne daß sie selbst es bemerkte, nach der entlegensten Gegend des Parks.

Zum ersten Male sah sich Seraphine im Garten unbeachtet, in unbeschränkter Freiheit, zu thun und zu lassen, was ihr gut dünkte. Wie ein gefangen gewesenes Reh, hüpfte sie, leichten, fröhlichen Muthes, von Strauch zu Strauch,

von Blume zu Blume, bald die Wege entlang, bald über die Beete und die Rasenplätze hin. Herrmann, der eben hinter der Umzäunung des Gartens vorbeigehen wollte, blieb lauschend stehn, und sah mit steigender Verwunderung, daß das vornehme Kind so munter und leichtfüßig scherzen konnte, wie er selbst, und Marie und Lebrecht. Gar zu gern hätte er sich zu ihr gesellt, um die fröhliche Lust des Augenblicks mit ihr zu theilen; aber die feste Umzäunung, und, zehnmal mehr noch, die strenge Entfernung von ihr, welche ihm ein für alle Mal zum Gesetz gemacht war, hielten ihn zurück. Er mußte sich mit der Freude des stillen Hinschauens nach ihr aus seinem Hinterhalte begnügen.

Doch ein Viertelstündchen später, als Hastebeck an der nemlichen Stelle vorüber ging, hatte die Scene sich gewaltig verändert. Er hörte aus dem Garten ein lautes, immer dringenderes Geschrei um Hülfe, und beim ersten Hinhorchen erkannte er deutlich Herrmanns Stimme. Er eilte, so sehr er konnte, durch die nächste Thür in den Garten, nach der Gegend, woher das Ge-

schrei kam. Es leitete ihn zu dem großen Bassin, aus dessen Mitte sich ein glänzender Wasserstrahl erhob.

Schon aus der Ferne sah er, daß Herrmann, tief im Wasser stehend, mit beiden Armen ein Kind umschlang, das er, unvermögend es ganz herauszuziehen, wenigstens zum Theil über der Wasserfläche zu halten strebte. Hastebecks erster Gedanke war, daß es Marie sey, mit der Herrmann ein unvorsichtiges Spiel getrieben habe, bei dem sie über den steinernen Rand des Bassins in das Wasser gestürzt sey. Doch die nächste Minute schon ließ ihn deutlich Seraphinens todtblasses, bewegungslos zum Wasser hinabhangendes Gesicht erkennen; und mit einem Schrei des furchtbarsten Entsetzens stürzte er hinzu, sprang in die Flut, riß das bewußtlose Kind aus Herrmanns Armen an sein Herz, an seine Lippen hinauf, und rief ihm mit den schmerzlichsten Jammertönen zu, daß es seine Augen öffnen, und wieder zum Leben erwachen solle. Voll Verzweiflung, daß sein Rufen umsonst war, legte er es jetzt auf den Rand

des Bassins, stieg im Nu selbst hinauf, nahm es abermals auf seine Arme, und eilte damit, in athemloser Hast, zum Garten hinaus, dem Schlosse zu.

Zur rechten Zeit noch fiel ihm ein, daß er der Gräfin den ersten, furchtbarsten Schrecken ersparen müsse, und daß Westold mit Eifer die Schriften über die Behandlung Scheintodter studirt habe. Zu ihm hin eilte er also mit seinem scheintodten Lieblinge, legte ihn sorgsam in Mariens Bett, setzte Alles zur schnellsten Hülfsleistung in Thätigkeit, und jagte Boten nach Arzt und Apotheke in die Stadt.

Wenige, angstvolle Minuten nur noch, da wurden die angewendeten Bemühungen Westolds und Augustens schon durch einige Zeichen des wiederkehrenden Lebens belohnt; und als die Gräfin, zitternd und zagend, ans Bette wankte, konnte Seraphine ihr schon die Hände entgegenstrecken, und ihr ein freundliches Wort zur Beruhigung zurufen.

Die Stunde des trostlosesten Jammers wurde nun zur Stunde der allerhöchsten, innigsten

Freude. Hätten Hastebeck und die Gräfin es noch nicht gewußt, wie unendlich theuer und unentbehrlich zu ihrem Glück ihnen Seraphine war: so würde diese Stunde es ihnen kund gethan haben, in welcher des Kindes scheinbarer Tod und zurückgekehrtes Leben ihnen, im schnellen Wechsel, den höchsten Grad der Verzweiflung und des Entzückens bereitet hatten. Beide überhäuften es mit den allerzärtlichsten Liebkosungen, und waren glücklich über die Maaßen in den erwiedernden Liebkosungen des geretteten, lieblichen Kindes.

Noch wußte Niemand, und am wenigsten die Gräfin, den eigentlichen Hergang der Begebenheit. Sobald Seraphine sich hinlänglich dazu erholt hatte, erzählte sie, daß sie ein paar Mal auf einem schmalen Brete, welches von dem Rande des Bassins nach der Fontaine hinüber gelegt war, hin und her gegangen sey, um abgepflückte Blumenblätter in den aufsteigenden Wasserstrahl zu werfen, und mit den aufsprühenden Tropfen in die Höhe steigen zu sehn, daß sie aber, in der besten Freude hierüber, auf dem

nassen Bret ausgeglitten, ins Wasser gestürzt, und dann bald um ihr Bewußtseyn gekommen sey.

Von neuem wurde die Gräfin aufs Heftigste von der Vorstellung ergriffen, in welcher furchtbaren Gefahr Seraphine geschwebt, und wie der Trost und die Freude ihres eignen Lebens auf das Schrecklichste zerstört worden wäre, wenn das geliebte Kind nicht noch zur rechten Zeit einen Retter gefunden hätte. Unter einem Strome von Thränen sprach sie dieses in wenigen, doch höchst rührenden Worten aus, so daß alle Umstehende gleichfalls zu Thränen gerührt wurden. „O, Hastebeck!" sprach sie endlich im überströmenden Gefühle des Dankes — „Retter ihres und meines Lebens! Was wäre aus mir geworden, wenn Sie nicht unser Schutzengel gewesen wären!"

„Ich? Ich?" erwiederte Hastebeck — „Ich habe das Wenigste gethan. Ich nahm sie ja nur dem Herrmann aus den Armen, und trug sie hierher; und Westolds und Augustens verständiger Rath und unermüdliche Thä-

tigkeit riefen sie ins Leben zurück. — Aber wo ist denn der Knabe?" setzte er alsbald, im Zimmer umher blickend, hinzu, und verschwand dann durch die schnell geöffnete Thür.

Mit den Worten des lebhaftesten Dankes reichte die Gräfin Westolden die Hand, und umarmte sie Augusten, Beide ihrer lebenslänglichen, wärmsten Verpflichtung versichernd. Auch Seraphine streckte ihren Wohlthätern die Hände freundlich entgegen, und dankte ihnen mit Wort und Blick; und da sie hörte, daß sie in Mariens Bette liege, reichte sie, in freudiger Aufregung, auch Dieser die Hand, und zog sie, zu einem dankbaren Kusse, nach sich hin.

Aber jetzt stürmte Hastebeck wieder ins Zimmer, mit Herrmann an der Hand, der nur, halb wider Willen, sich mit fortziehen ließ. — „Hier, hier ist der Retter!" rief Hastebeck — „Diesem, Diesem gebührt unser Dank! Er war Seraphinens Schutzengel. Er sah sie ins Wasser stürzen, und arbeitete sich durch den dichten, stachligen Zaun, und sprang ihr nach ins Wasser, und hielt ihren Oberkörper so lange

darüber empor, bis sein Geschrei mich zur Hülfe herbeigerufen hatte! Da seht, wie er sich Gesicht und Hände und Kleider zerrissen hat, im Durchbrechen des Zauns! Ohne ihn wäre Seraphine unausbleiblich des Todes gewesen!"

Alle schauten gerührt nach ihm hin, und sahen, wie er verwundet war und geblutet hatte. Die Gräfin drückte ihn, aufs neue weinend, an ihr Herz, zog ihren kostbarsten Ring vom Finger, und beschenkte ihn damit, und sagte zu ihm: „Bist Du einmal in irgend einer Noth oder Gefahr: so wende Dich an mich, wie an eine Mutter! Ich will dann für Dich thun, so viel ich nur vermag!" — Sie führte ihn selbst zu Seraphinen, daß sie ihm danken solle. Und als Diese nun einander die Hände reichten, und Seraphine es in der Nähe sah, wie sehr Herrmanns Hand verwundet war, drückte sie, in rascher Aufwallung des Mitleids und der Dankbarkeit, einen Kuß darauf, und bat ihn, daß er ihr nicht böse seyn möge. Ehe der betroffene Knabe aber etwas zu erwiedern vermochte, riß ihn Hastebeck aufs neue an sich, hob ihn mit

starken Armen an seine Brust hinauf, und sagte: „Junge! braver Junge! Laß Dich herzen und küssen auch von mir! Lange habe ich Dich nicht recht leiden mögen! ohne Deine Schuld! Ich bitte Dir das jetzt ab! Von heute an habe ich Dich lieb, als ob Du mein eigener Sohn wärest! In dieser verhängnißvollen Stunde hast Du Dein Daseyn gerechtfertigt! Was wäre aus uns geworden, wenn Du nicht wärest! Wunderbar — wunderbar sind die Verkettungen der menschlichen Schicksale!"

Tief bewegt küßte er nochmals den Knaben, schob ihn dann in Westolds und Augustens Arme, und ging mehrere Male, raschen Schrittes, im Zimmer auf und ab. Schnell wandte er sich dann zu Seraphinen, ergriff ihre Hand, liebkosete sie zärtlich, und schalt auf den Gärtner, der das verführerische Bret, beim Oeffnen des Wasserrohrs am Morgen, hatte über dem Wasser liegen lassen. Als aber Seraphine, wegen der Unvorsichtigkeit, darauf hin und her gelaufen zu seyn, sich selbst anklagte, fiel ihr die Gräfin in's Wort, um sich einen bittern Vorwurf

darüber zu machen, daß sie Seraphinen im Garten sich selbst überlassen habe; und Hastebeck unterbrach die Gräfin wieder mit der Selbstanklage, daß er an allem Unglück Schuld sey, weil er Seraphinen nicht, wie sie gebeten, auf seinem Spatziergange mit sich genommen habe. „Es war eine unglückliche Minute!“ setzte er hinzu — „Ich war uneins mit mir selbst! ich wollte allein seyn — ich wollte gar —“ Doch plötzlich hielt er inne, denn sein unruhiges Auge hatte sich unwillkürlich nach der Gräfin gerichtet, und er sah, daß ihre Blicke tief zu Boden gerichtet waren, und daß eine hohe Röthe ihr Gesicht wieder überzog, wie bei seinem heutigen Gespräch mit ihr. Er vermochte nicht, seine Rede zu enden.

Jetzt trat der Arzt in's Zimmer, und half durch sein plötzliches Erscheinen Hastebecken und der Gräfin wieder zu freiem Athem. Er fand Seraphinens Zustand nicht im mindesten bedenklich; da ihr Blut aber noch in einer fieberhaften Bewegung, und da obenein Regenwetter eingetreten war: so gab er die Vorschrift,

daß sie das Bette nicht verlassen solle, bis er, bei wiederholtem Besuche, die Erlaubniß dazu gegeben habe, und daß fürs erste nicht daran gedacht werden dürfe, sie in's Schloß hinüber zu bringen.

So kam es, daß Seraphine noch ein Paar Tage als Gefangene in Westolds Wohnung bleiben mußte, und daß der wichtigste Theil der Bevölkerung des großen Schlosses fast ununterbrochen in der kleinen Pachterwohnung war.

Es konnte nicht fehlen, daß etwas Beschämendes für die Gräfin hierin lag. Eine Familie, der sie bisher eine entschiedene Abneigung gezeigt hatte, war auf einmal ihre Wohlthäterin, die Retterin ihres ganzen Lebensglückes geworden, und alle Glieder derselben wetteiferten fortwährend in dem Bestreben, sich ihr gefällig und diensteifrig zu zeigen, und zwar mit einer so ungezwungenen Freundlichkeit und Anspruchlosigkeit, daß man wohl sah, es geschah Alles aus der reinsten, uneigennützigsten Absicht, ohne Hinblick auf Verdienstlichkeit und Dank. Anfangs blos aus Pflicht- und Schicklichkeits-Gefühl, knüpfte die Gräfin von Zeit zu Zeit mit Westolden und

Augusten ein Gespräch an, oder plauderte auch mit den Kindern; doch allmählich, je unbefangener die Sprechenden nach und nach wurden, desto besser wurde die Unterhaltung, und nichtlange, so wurde es für die Gräfin ein immer anziehenderes Vergnügen, den Mann, welchen sie für einen Thoren und Einfaltspinsel gehalten hatte, in seiner Eigenthümlichkeit mehr und mehr kennen zu lernen; ja endlich, im Laufe der Zeit, kam es sogar dahin, daß es ihr ein Bedürfniß ward, sich mit ihm über das Höchste und Heiligste, was es für den denkenden, besseren Menschen giebt, zu unterhalten. Sie hatte endlich einsehen gelernt, daß man ein schlechter Gartenkünstler und Wappenkenner, und doch ein sehr verständiger, unterrichteter, tieffühlender Mann und trefflicher Erzieher seyn könne. Sie war edel und gradsinnig genug, das Unrechte ihres früheren Vorurtheils und Benehmens einzugestehen, und jetzt durch entgegenkommende Freundschaftlichkeit gut zu machen. Ja sie wurde sogar mit Westolds schwärmerischem Verlangen, ein Prediger zu werden, mehr, als irgend Jemand,

versöhnt, und die Befriedigung seines sehnlichen Wunsches wurde auch ihr lebhafter Wunsch.

Hastebeck feierte durch diese Anerkennung des Werths seines Freundes einen seiner schönsten Triumphe. Doch am glücklichsten fühlten sich, bei dieser Veränderung der Verhältnisse, die Kinder, und unter diesen wieder am allerglücklichsten Seraphine. Sie durfte endlich ein freies, geschwisterliches Leben mit ihnen führen, und erst von jetzt an genoß sie ein wahres, heiteres Jugendglück.

Für Herrmann that sich nach einiger Zeit noch eine neue, besondere Freudenbahn auf. Schon längst hatte sich in dem reifenden, muthigen Knaben die Lust geregt, Pferde zu besteigen, und sich im Reiten zu üben; doch Westolds väterlich=zärtliche Aengstlichkeit hatte den Zeitpunkt, wo dies geschehen sollte, immer weiter

hinausgeschoben. Nur verstohlen schwang sich der Wildfang dann und wann, mit Hülfe eines Knechtes, auf einen Acker=Gaul. Auf seine Bitten warf sich Hastebeck endlich zum Vermittler auf; als er aber, zu diesem Zwecke, Westolds Pferde zu mustern anfing, fand es sich, daß die Ställe, der Zahl nach, überreichlich, doch dem Werthe und den Kräften der Thiere nach, gar erbärmlich besetzt waren.

Hastebeck erhob einen gewaltigen Lärm über die Elendigkeit und das Alter der meisten aufgestellten Pferde. „Deine Schaaf= und Rinderheerden" schalt er auf ihn los — „sind in so trefflichem Zustande; aber was für jämmerliche alte Klepper, was für steifbeinige, lahme Krippensetzer stehen hier in den schönen Pferdeställen! Von zehnen ist kaum eins des Futters, und neune sind nur des Todtstechens werth!"

Mit einem verlegenen Lächeln zuckte Westold die Achseln, und erklärte, daß es freilich keine übermüthigen, schönen Parade=Pferde, aber doch lauter sehr gute Thiere, ohne alle

Tücken und gefährliche Wildheit wären, die es sich ihr Lebelang hätten sauer werden lassen.

„Die aber jetzt nichts mehr taugen," fiel ihm Hastebeck ins Wort — „und also fortgeschafft werden müssen!"

„Aber wohin denn?" eiferte Westold dagegen, mit einem Tone, dem man es anhörte, daß er aus der Tiefe seines bewegten Herzens kam — „Wer wird sich denn der armen Thiere erbarmen, wenn ich es nicht thue? Soll ich sie hingeben an gefühlloses Volk, das, für kärgliches, unzureichendes Futter, volle, oft übervolle Arbeit von ihnen verlangt, und wenn sie nicht vollbringen können, was ihnen über Gebühr zugemuthet wird, unbarmherzig mit der Peitsche, und wenn die armen Thiere erschöpft niederstürzen, und die Kräfte zum Wiederaufstehen nicht haben, kannibalisch mit dem Knüppel auf sie losschlägt? — Wenn die reifen und unreifen Naturforscher, Anatomen und Chirurgen, zu ihren nützlichen und unnützen Untersuchungen, Tausende von unschuldigen Thieren mit ihren unbarmherzigen Messern zerschneiden und tödten: so ist ihre Grausam-

keit doch gering gegen die, welche den meisten armen Pferden wiederfährt! Fast kein schöneres und nützlicheres Thier ist aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, als das Pferd! und keines wird von dem Menschen so undankbar behandelt, oft so grausam gemißhandelt, als das Pferd! Was hat es für eine edle Gestalt! Wie mäßig ist es! wie gehorsam! wie bereitwillig zur Arbeit! Was leistet es dem Menschen für unzählige, unbezahlbare Dienste! Es verrichtet ihm den größten, beschwerlichsten Theil des Feldbaues; es bringt von Stadt zu Stadt, und von Land zu Land die Waarenlasten des Kaufmanns; es bringt den Reisenden an sein entferntes Ziel; selbst in das Schlachtgewühl trägt es den Krieger, und verspritzt sein Blut in Kämpfen, deren Grund und Ziel ihm gleich fremd sind! — Und was thut ihm der Mensch dafür? Nur den geringsten Theil des erarbeiteten Lohnes giebt er ihm zu seiner Nahrung, oft bei weitem so viel nicht, als es eigentlich bedarf. Sporn und Peitsche müssen die Ueberbietung seiner Kräfte bewirken. Die Thorheit und die Gewinnsucht hetzen

es im grausamen Wettlaufe halb oder auch ganz zu Tode! Ist es noch jung und schön: so wird es, als die Puppe der Eitelkeit, gepflegt und gestreichelt; aber je mehr seine Kräfte schwinden, desto geringschätziger und härter wird es behandelt! Je mehr es Schonung bedürfte, desto weniger wird ihm Schonung vergönnt! Und das schöne Thier, das früher die Lust eines Fürsten war, sinkt oft schnell zum verhungerten Lastthiere hinab, das endlich, im Uebermaaß seiner Anstrengung, niederstürzt, und unter den Mißhandlungen eines rohen Knechtes sein immer qualvolleres Leben aushaucht! — O, was für eine entsetzliche Sündenrechnung hätte das Pferd am Throne Gottes dem Menschen vorzuhalten!"

Das anfängliche, ironische Lächeln auf Hastebecks Gesicht war nach und nach in Ernst übergegangen, bei Westolds ernster Rede. Von seinem eignen Gewissen an manche Mißhandlung seiner Pferde gemahnt, erwiederte er mit ungewöhnlich ruhigem Tone: „Du magst im Ganzen Recht haben, Westold; aber Du

nimmst es doch zu tragisch! Ein Mann muß nicht empfindsam thun!"

„Empfindsam thun?" fiel ihm Westold eifrig in's Wort. — „Nenne menschlich empfinden nicht empfindsam thun! Sieh her, ehe Du so über mich absprichst!" Und als er dies gesagt hatte, führte er Hastebecken bald zu diesem, bald zu jenem verdorbenen Pferde, erzählte die Unglücksgeschichte desselben, wie das eine von einem wilden Junker auf der Jagd, das andere auf der Parforce-Reise eines Fürsten ruinirt worden sey, und in was für grausame Hände es gekommen seyn würde, wenn er es nicht aus Barmherzigkeit gekauft hätte.

„Aber" nahm Hastebeck endlich wieder das Wort — „was hast Du denn für einen Beruf, ein Pferde-Spital anzulegen, um die Sünden vornehmer Leute gut zu machen?"

„Mich jammern die armen Thiere!" erwiederte Westold — „Gott hat mir Ueberfluß an Hafer und Heu geschenkt: wie sollte ich mich nicht des einen und des andern unglücklichen Pferdes erbarmen? Es ist sündlich genug, daß ein

treues, abgelebtes Thier, von dem Herrn, dem es jahrelang die wichtigsten Dienste leistete, dem es vielleicht Freiheit und Leben im Schlachtgewühl rettete, so selten für den Rest seines Lebens ein Gnadenbrod erhält, wie der bekannte Schimmel Friedrichs des Großen! — Wahrlich, schon durch diese Dankbarkeit und Barmherzigkeit hat der große König bewiesen, daß er, im Grunde seines Herzens, ein besserer Christ war, als mancher Frömmler, der ihn als einen Freigeist verketzerte!"

So kamen sie ab von den Pferden, wie es Westolds Wunsch war, und sprachen lange von Friedrich dem Großen, dessen eifrige Lobredner sie Beide waren.

Hastebeck aber konnte es nicht vergessen, daß er in keinem Stalle ein Pferd gefunden hatte, was für Herrmann zum Reiten passend gewesen wäre; doch kaum hatte er sich einmal hierüber vor der Gräfin ausgesprochen, als diese ihm den Auftrag gab, auf ihre Kosten ein solches Pferd zu kaufen, was dann auch sehr bald geschah.

In dem Maaße, als Herrmann über dies Geschenk aufjauchzte, war Westold darüber erschrocken, weil er darin die größte Gefahr für seinen geliebtesten Pflegesohn sah. Um ihn wenigstens nicht Hastebecks wilder Leitung hingegeben zu sehn, machte er sogleich zur Bedingung, daß er selbst Herrmanns Lehrer in der schweren Kunst des Reitens seyn wolle; und zum ersten Male in seinem Leben machte er den Versuch, ein Prahler zu werden, indem er, um alle Einwendungen gegen seine Lehrmeisterei abzuwehren, bedeutende Worte über seine Erfahrung und Geschicklichkeit im Reiten fallen ließ. Aber als er diese nun in einer Lehrstunde wirklich zeigen sollte, machte man die Entdeckung, daß dieses und jenes Stück von Herrmanns und Westolds Reitzeugen entwendet und nirgends aufzufinden war. Westold wollte nicht viel aus diesen Verlusten machen; Herrmann indessen, der jetzt von nichts träumte und sprach, als vom Reiten, ließ nicht ab, danach zu suchen, und darüber zu grübeln und zu klagen, bis man bald diesen, bald jenen Mitbewohner des Hofes

in den Verdacht der Unredlichkeit nahm. Sobald aber Westold auf diese Weise irgend Einen anklagen hörte, widersprach er aufs Eifrigste, und betheuerte die Unschuld desselben. Endlich indessen reichte seine Beredtsamkeit nicht mehr aus, einen armen Teufel von Knecht von einem allgemein gefaßten Verdachte zu retten; und Hastebeck wollte sich nicht mehr abhalten lassen, dem vermeintlichen Diebe zu Leibe zu gehen. Da wurde Westold immer unruhiger mit jeder Minute, wie Jemand, den ein böses Gewissen plagt. Endlich stand ihm der helle Angstschweiß auf der Stirn! Er zog den Freund bei Seite, öffnete in einer entfernten Kammer einen verschlossenen Kasten, zeigte ihm die versteckten Reit-Geräthschaften, und gestand ihm, daß er selbst der Entwender gewesen war, um die gefährlichen Reit-Versuche noch möglichst lange zu verschieben, und Herrmanns Pferd vorläufig nur von dem sattelfesten Verwalter reiten zu lassen, und auf diese Weise zu erfahren, ob es auch nicht zu muthig sey.

Hastebeck lachte laut auf, daß sein, sonst so frommer Freund, aus lauter väterlicher Liebe

und Angst, sich selbst und seinen Liebling bestohlen hatte. Er versprach ihm ein schonendes Stillschweigen; doch machte er zur Bedingung, daß Herrmann nun keinen Augenblick länger die Freude des Reitens entbehren solle.

„Nun gut!" sagte Westold, mit einem schweren Seufzer — „aber ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn ein Unglück geschieht."

Ziemlich kleinlaut verkündigte er seinem Reit-Schüler, daß das Vermißte sich in ein paar Winkeln wieder gefunden habe, und gab Befehl zum Satteln des neuen Goldfuchses und seines eigenen schwarzen Kleppers, worüber Herrmann hoch aufsprang in jugendlicher Lust.

Endlich hatten Beide die Rosse bestiegen, und zwar Beide mit klopfenden Herzen, wiewohl aus sehr verschiedenen Anregungen des rasch bewegten Blutes. Im langsamen Schritte ging es zum Hofe hinaus, den Schloßberg hinunter, und durch das Dorf. Das Schrittreiten sey die Hauptkunst, behauptete Westold, wie beim Tanzen die Menuet, und jeder Anfänger müsse daher ja das Schrittreiten recht aus dem Grunde

lernen, ehe er ans Traben, oder gar ans Galoppiren denken dürfe. Sein seliger Großvater, setzte er hinzu, sey auch nie anders, als im Schritt, nach seinem Filiale geritten, ja König und Kaiser ritten, bei feierlichen Einzügen in Residenzen oder eroberte Festungen, eben nichts anderes; und es charakterisire einen Studenten oder Kornet gleich als sehr leichtsinnig, unbesonnen und unbarmherzig, wenn er mit Peitsche und Sporn ein ehrliches, deutsches Pferd zu einem englischen Renner machen wolle. Und diesen ehrbaren Grundsätzen gemäß, hatte Herrmann seine Spornen müssen zu Hause lassen, und die gefährliche Peitsche, die er unbemerkt mitgenommen hatte, mußte er in einen seiner Stiefeln stecken, damit er keinen Unfug damit treiben könne.

Nachdem unter solchen Verhandlungen etwa eine Viertelstunde hingegangen war, versicherte Herrmann, er verstehe nun das Schrittreiten aus den Grunde, sowohl er, als sein Pferd könnten es nicht länger aushalten, und er wünsche daher, ein wenig zu galoppiren.

Während sich Westold anschickte, seinem Schüler das Ungehörige dieses Antrags auseinander zu setzen, ließ Dieser seinem muntern Pferde schon, halb willkührlich, halb unwillkührlich, den Zügel schießen, hielt sich fest im Sattel, so gut er es verstand, und jagte, fröhlich und guter Dinge, seinem Lehrer weit und immer weiter voraus, so ängstlich dieser ihm auch nachsah und nachrief, daß er halten solle. Nach wenigen Minuten war der Wagehals hinter einer entfernten Waldecke verschwunden, und Westold, mit seinem alten Rappen, in einem kurzen, schwerfälligen Trabe nachfolgend, machte sich schon auf das Aeußerste gefaßt. Er fürchtete nichts Geringeres, als daß er seinen Liebling mit gebrochnem Genick am Boden finden werde. Doch endlich, als er die Waldspitze erreicht hatte, sah er, in weiter Entfernung, den Wildfang auf einer Wiese, die größtentheils von Bäumen eingeschlossen war, sein Pferd in einem regellosen Zickzack umhertummeln, sah ihn mit der Peitsche, bald nach dem Pferde, bald nach den Bäumen, bald nur in die Luft hinein hauen, und

hörte ihn dazu laut jauchzen vor fröhlichem Ueber=
muth.

„Herrmann! Herrmann!" rief Westold ihm endlich zu — „Bist Du es, oder
bist Du es nicht? Wofür soll ich Dich halten?
Was fängst Du für Streiche an?"

„Ei, ich bin Herrmann!" erhielt er zur
Antwort — „und ich spielte eben die Herrmanns=
schlacht, von der Du mir neulich erzähltest. Meine
Peitsche war mein Schwerdt; und die Bäume
waren die römischen Legionen."

„Und darüber konntest Du den Hals brechen,"
eiferte Westold — „und ich dazu, wenn mein
Rappe toll geworden, und mit Deinem Fuchse in
die Wette gelaufen wäre!"

Er ordnete sogleich die Heimkehr an, und er=
zählte eine Menge von Unglücksfällen, die unbe=
sonnenen Reitern, seit Absaloms Hängenblei=
ben an einem Eichbaume, begegnet wären. Von
einer zweiten Lehrstunde, nach dieser ersten, ge=
fahrvollen, wollte er nichts hören.

„Wahrlich! hätte ich es nicht verschworen,
mir wieder ein Pferd zu kaufen:" sagte Haste=

beck, als er dies hörte — „so thät' ich es jetzt, um Dich mit Deiner Stallmeister-Noth aus dem Sattel zu heben." Herrmann hörte dieses Alles mit großer Betrübniß; aber die Gräfin schlug sich zum zweiten Male ins Mittel, ließ heimlich durch den Verwalter das kostbarste Pferd mit dem schönsten Sattelzeug, das aufzutreiben war, kaufen, und machte dem überraschten Hastebeck ein Geschenk damit. Da er es nicht ausdrücklich verschworen hatte, sich eins schenken zu lassen: so nahm er dankend an, was er nicht zurückweisen konnte, und wurde von nun an des fröhlichen Reitschülers rüstiger Lehrer.

Westold schüttelte bedenklich den Kopf, sowohl über die Kostbarkeit des Geschenks, als auch über den dabei beabsichtigten Zweck. — „Hastebeck!" sagte er — „das ist ein Pferd und ein Reitzeug, wie es die Gräfin für ihren Gemahl nicht kostbarer hätte kaufen können! Das ist mir ein auffallendes Geschenk! Jedem, der es sieht, muß es auffallen! Sey auf Deiner Hut, Hastebeck! — Aber vor Allem bitte ich Dich — reite vorsichtig mit dem Jungen!

Sorge, daß kein Unglück geschieht! Du weißt es, daß er mein Augapfel ist!“

„Pah!“ erwiederte Hastebeck — „was sind der Gräfin ein Paar Hände voll Gold mehr oder weniger! Sie hat des Zeugs ja weit mehr, als sie braucht! Wenn sie es mitunter zum Fenster hinaus wirft: wem kann da etwas auffallend seyn?“ Aber der finstre Blick, mit dem er das sprach, strafte den leichten Ton, den er anzunehmen versuchte, Lügen. Heitrer setzte er hinzu: „Wegen Deines Augapfels sey unbesorgt! Der soll ein tüchtiger Reiter werden, ohne daß er den Hals bricht, oder daß sonst ein Unglück geschieht.“

Dennoch wäre nach einiger Zeit durch Herrmanns Reitkünste fast eins geschehn!

Er machte seinem Stallmeister Ehre, wenn er im Sattel saß, und war gewandt und furchtlos in der Behandlung seines Pferdes, doch verführte ihn die jugendliche, unbedachte Lust zu mancher gefährlichen Keckheit. Als er das erste Mal, weil Hastebeck eben nicht aufgelegt gewesen war, ihn zu begleiten, die Erlaubniß, allein

auszureiten, erhalten hatte, traf er, bei der Rückkehr, mit Seraphinen, die nach dem Garten gehen wollte, am Schloßthore zusammen. Augenblicklich setzte er seine Spornen in Bewegung, um Parade zu machen mit seinem Pferde! Doch ein rascher Sprung, welchen es hierbei machte, setzte Seraphinen, die dem Reiter eben freundlich zunickte, so in Gefahr und Schrecken, daß sie, im schnellen Zurückfliehen, über einen Eckstein stolperte, und sich, im Fallen, an einem andern Steine eine tiefe Wunde dicht über dem Auge schlug.

Im Nu hatte sich Herrmann hinunter vom Pferde gestürzt, und das betäubte Mädchen in die Höhe gerichtet, während dessen sein Pferd von selbst den Weg nach dem Stalle hin ging. Er sah ihr herabrinnendes Blut! Er klagte sich selbst wegen ihrer Verwundung an! Er band ihr ein Tuch um die Stirn, und führte sie sorgsam nach dem Schlosse. Hier an der Thür hörte er die ersten Worte von ihr, welche ihm sagten, daß sie sich sattsam erholt habe, und daß er sie nicht weiter begleiten solle.

In heftiger Bewegung ging er von ihr hinweg, zäumte sein Pferd ab, und schlich dann auf seine Kammer, wo er sich, über Kopfschmerz klagend, voll tiefster Betrübniß aufs Bette warf. Niemand war Zeuge jenes Auftritts gewesen, und er hatte, auch ohne ein Versprechen darüber erhalten zu haben, das Vertrauen zu Seraphinen, daß sie ihn nicht als den Veranlasser ihres Falles anklagen werde. Zwar schwebte eine freie Selbstanklage immer auf seinen Lippen, denn Reue über seine Unbesonnenheit, und inniges Mitleid mit Seraphinen trieben ihn gewaltsam, sich hierüber laut auszusprechen; allein die Vorstellung, wie die Gräfin, wie sein Pflegvater, wie Hastebeck sein Geständniß aufnehmen würden, verschloß ihm vor Jedermann den Mund. Er fürchtete, daß Alle ihm ihre Liebe entziehen würden, und daß er das Vergnügen des Reitens auf lange Zeit werde einbüßen, vielleicht sein Pferd auf immer weggeben müssen, wenn man erführe, welcher gefährlichen Unbesonnenheit er sich schuldig gemacht habe.

Stundenlang schwebte er zwischen Hoffnung und Furcht, bis ihm nach und nach die Gewißheit ward, daß Seraphinens Verwundung nicht gefährlich, und daß sie selbst durchaus nicht zur Verrätherin an ihm geworden sey. Nun war er voll der lebhaftesten Freude und Dankbarkeit! Er gab sich selbst das Wort, nie wieder so unvorsichtig zu seyn, und Seraphinens großmüthige Verschwiegenheit, so lange er lebe, nicht zu vergessen. Er fing an, zu überlegen, ob er wohl so leicht davon gekommen seyn würde, wenn Marien dieser Unfall begegnet wäre; und es war seine Ueberzeugung, daß Diese, bei aller Gutmüthigkeit und schwesterlicher Liebe zu ihm, schwerlich besonnen und ihrer Zunge genug Herr gewesen seyn würde, seine Verschuldung unverrathen zu lassen. Diese Betrachtung stellte augenblicklich Seraphinen ungleich höher, als Marien, in seiner Seele, und wurde der Grundstein einer immer entschiedneren Hinneigung zu Jener.

Als am folgenden Tage sein lebhafter Wunsch, Seraphinen zu sehen, in Erfüllung

ging, machte der Anblick des Verbandes ihrer Wunde ihm einen so beklommenen Athem, daß er sie nicht anzureden vermochte. Freundlicher, als gewöhnlich, reichte sie ihm die Hand, und zum ersten Male in seinem Leben küßte er, ohne es gewollt zu haben, ihre Hand. Beide, ohne sich ihre Gedanken mitzutheilen, erinnerten sich, wie sie ihm einmal, als dem Retter ihres Lebens, aus Dankbarkeit die seinige geküßt hatte; Beide errötheten, beim Begegnen ihrer Blicke, und schweigend wußte Jeder den Blick und das Erröthen des Andern zu deuten. — Seit dieser Zeit waren sie, wie durch ein unsichtbares, magisches Band, näher mit einander verbunden. Sie betrachteten einander mit größerem Wohlgefallen, als sonst. Jeder war dem Andern der liebste Gespiele geworden; doch Niemand bemerkte das, denn die Aufmerksamkeit der ältern Glieder in dem traulichen Kreise zu Aarhorst hatte eben eine ganz andere, ernste Richtung genommen.

Ende des zweiten Bändchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eberhard, August G.,

Westold und sein Freund

Bd.: 2

Halle (1830)

P.o.germ. 288 d-11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107526-7